

Das literarische Echo

Halbmonatschrift für Literaturfreunde

23. Jahrgang: Heft 3.

1. November 1920

Von der verlorengegangenen Kunst des Erzählens

Von Maria Fischer-Wingendorff (Seisfriedsberg i. bayr. Algäu)

In keiner Zeit hat die Prosaerzählung einen so mächtigen Teil der Literatur umfaßt wie in der unsern. Dennoch kann der äußere Tatbestand nicht darüber hinwegtäuschen, daß die epische Kunst ebenso im Verfall begriffen ist wie die dramatische. Die selbstbespiegelnde Differenziertheit der Gegenwart findet ihren adäquaten Ausdruck in der Psychologie und in der Lyrik. Auf diesen Gebieten liegen die bedeutenden künstlerischen Leistungen dieses Zeitalters, das auch im Roman und in der Novelle sich nur dort zu wirksamer Ausdrucksform erhebt, wo überfeine psychische Analyse und lyrische Stimmungskunst erreicht sind.

Es ist die naive Freude am Fabulieren verlorengegangen, die Freude an den Schicksalen der Menschen um ihrer selbst willen. Versiegt ist der Schaffensdrang epischer Kunst.

Der moderne Roman und die moderne Novelle geben nicht mehr diese Urmacht von Schicksalen, wie wir sie bei Homer und im Nibelungenlied, in indischen und arabischen Märchen, in bretonischen Sagen und deutschen Volksbüchern finden. Dort werden Menschen durch Abenteuer und Fährden zu Glanz und Ruhm emporgetragen, werden von unheimlichen Mächten erfaßt und zertrümmert. Wie Naturmächte entfalten sich ihre Schicksale. Solches zu bewirken ist Kunst der Erzählung.

In der modernen Literatur sind an Stelle der Geschehnisse die Probleme getreten, an Stelle der Taten die Zwiespälte und Reflexionen der Seele.

Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert bedeuten innerhalb unserer Kultur das allmähliche Verlöschen epischer Vitalität, die noch im Jahrhundert der Faustsage und des Eulenspiegels stark und schöpferisch war. Nun aber beginnt die bunte Gestaltenfülle zu verblassen; schon bei Lesage und Grimmehausen, diesen letzten großen Erzählern, tritt das individuelle Schicksal problemschwer in den Vordergrund und eine Psychologisierung der Erzählung setzt ein, die schließlich zum Werther, zum modernen französischen Roman, zu den Werken Dostojewskys führt. Dreimal noch sucht sich eine epische Gegenströmung dieser zerfallenden Entwicklung entgegenzuwerfen. Zuerst im Aben-

teurerroman des achtzehnten Jahrhunderts, der die farbensatten Welten unerforschener Erdteile, unübersichtbare Möglichkeiten stofflicher Fülle in die europäische Literatur wirft und dabei doch selbst, wie sein Hauptwerk, Defoes „Robinson“, beweist, der Neigung zu psychologischer Analyse erliegt. Zum zweiten Male in der deutschen Romantik, die mit wehmütigem Instinkt die abhanden gekommene Kunst des Fabulierens in dem verschütteten Schatz alter Märchen findet, in einigen wenigen Meisterwerken wie Tiecks „Blondem Ekbert“, E. T. A. Hoffmanns „Goldenen Topf“, Fouqués „Undine“ reizvolle Mischungen alter Märchenmotive und moderner Problematik herbeiführt, aber im ganzen doch eine so jenseits des lebendigen Lebens ihres Zeitalters dahinhuschende Fabelwelt schuf, die nicht viel mehr bedeutet als rückwärtsgewandte Literatensehnsucht. Die alte schöpferische Epik gestaltete aus dem Empfinden und Lebenskreis ihrer Gegenwart; der Abenteuerroman zehrte vom Reiz des Exotischen, die Romantik vom Sagenbaum vergangener Zeiten, die dritte Welle epischer Erneuerungssehnsucht nährte sich in ihrer Schöpferarmut von dem Ertrag geschichtlicher Forschung. Der historische Roman täuschte noch einmal gedrängte epische Handlung und Gestaltenfülle vor, aber das aus der Weltgeschichte Entlehnte war doch nur ägyptische oder altgermanische Maskerade, die um Gestalten schlotterte, welche die psychologische Reflexion der Gegenwart erdacht hatte. Als dann die Pathopsychologie des modernen Naturalismus ihre literarischen Triumphe feierte, war der Untergang der alten Epik offenkundig.

Wir haben seitdem nicht wieder zum Born echter Erzählungskunst zurückgefunden, so sehr die Sehnsucht danach in unserm Zeitbewußtsein lebt und sich in zahlreichen Editionen der Märchen und Novellensätze aller Völker, von Island bis Polynesien, von China bis Afrika dokumentiert. In dem modernen Europäer scheint die Hypertrophie des Intellekts zu gewaltig, die Potenz gestaltender Phantasie zu erschöpft zu sein, als daß die Kunst des Erzählens noch eine lebendige Gestaltenwelt zu bannen vermöchte. Unsere Prosaliteratur zehrt von psychologischen Definitionen,

dialogischer Popularphilosophie, lyrisch durchsetzten Leitartikeln. Das Primäre moderner Romane und Novellen sind Probleme, große und kleine, von brennenden Weltanschauungsfragen bis zu Tageszänkereien der Politik und Konflikten der kleinbürgerlichen Moral. Das Sekundäre erst ist die Erfindung einer Fabel zur Verleiblichung dieser Probleme; solcherart fehlt den Personen moderner Romane trotz aller scharfsinnigen Charakteristik, trotz aller sensitiven Stimmungskunst die Leibhaftigkeit. Nicht mehr der Makrokosmos einer mannigfaltigen Welt tut sich vor uns auf, winzige Ausschnitte des Lebens werden mit einer tief ins Innenleben bohrenden Seelenkunde zergliedert. Wir erleben das Lyrische: die Zerrissenheit der menschlichen Seele, nicht das Epische: das drängende Geschehen der Welt.

Was hier in kurzen Umrissen angedeutet wurde, ist in solchem Maße Signatur der Zeit, daß Elemente der Epik, die bei einzelnen modernen Werken im Vordergrund auftauchen, sich schon bei einigermaßen scharfen Zusehen als täuschende Alttreppe erweisen. Ein paar wenige Beispiele aus der jüngsten deutschen Literatur. In einigen Erzählungen Wassermanns ist reiche Handlung gedrängt, aber sie ist nicht episch fabuliert, sondern konstruktiv aufgebaut, konsequent irgendeinen psychologischen Fall durchführend, Beispiele der Seelenkunde, keine Schicksale. Heinrich Manns Romane, Möglichkeiten mit spekulativer Erfindungsgabe, mit fast mathematischer Abstraktion zu grotesker Wirkung zugespitzt, Welt überbewußter Marionetten. Und ebenso erfunden, nicht erdichtet, Sternheims sarkastisch hingeworfene Menschenchicksale, keine lebendige comédie humaine, sondern eine Charakterologie mit parabolischen Lebensläufen. Und auch Edschmidts oder Curt Corrinths hastendes Saltomortaletempo täusche nicht: Delirien der Nerven, willenhaft gekrampft, sind nicht Strom epischer Fülle.

Unsere Zeit, da Psychologie triumphiert, hat kein gutes episches Gewissen. Sie ahnt, was ihr fehlt, greift zu den starken Vorbildern vergangener Zeiten und richtet sie dabei zugrunde. Man empfindet die epische Kraft alter Chroniken, man ahmt ihre äußere Form nach und dennoch, was drinnen steckt — unheimliche Zeitseele, der niemand zu entrinnen vermag —, ist psychologische Analyse. Man preist die straffe Kunst der alten italienischen Novelle; man ahmt sie nach, und siehe da: unter präzios altertümelndem Gewande die Bewußtheit moderner Psychologie. Vergebens sehnt sich die gealterte Kultur nach den strömenden Zeiten ihrer Jugend.

Man sucht zu entrinnen um jeden Preis. Adalbert Stifter glaubte die epische Kunst wiederzufinden, indem er die ganze breite Fülle des Alltags in die Schilderung aufnahm, Auslese des Wesentlichen verschmähend: so absurd verkannte er das üppige Episodengeranke der alten Kunst. Von Stifters altfränkischem „Witelo“ zu Döblins expressionistischen Romanen scheint ein weiter Sprung. Und doch auch hier derselbe überbewußte Versuch, der eigenen Natur

trogend, Geschehnis auf Geschehnis zu häufen. Was in den „Drei Sprüngen des Wang-lun“ noch exotisch blendete, aber auf die Dauer ermüden mußte — schal neben der spannenden Fabuliertkunst echter chinesischer Novellen —, wird in „Wodzeßs Kampf mit der Dampfturbine“, also dort, wo sich diese Erzählungsweise am Erleben und Zeitbild der eigenen Zeitkultur erproben soll, zur Satire ihrer selbst.

Es geht eben nicht. Es ist keine künstlerische Gestaltung möglich, die der Zeitseele, in der sie lebt, widerspricht. Kein Wollen führt zurück ins verlorene Paradies. Versagt ist seit den Zeiten Sternes und Jean Pauls selbst der quellende, ganz unintellektuelle Humor des Eulenspiegels, der Schildbürger, oder der mittelalterlichen Schwänke. Und gar die Legende, von den Jüngsten mit Vorliebe wieder gepflegt, wird in den Händen des heutigen Menschen entweder zur religionsphilosophischen Studie oder zum Kinofetisch, wofür einerseits so verschiedenartige Bücher wie Klabunds „Mohammed“ und Röttgers „Christuslegenden“, andererseits Sylvesters „Peter van Pier“ zeugen. Wir können beobachten, konstruieren, kritisieren; fabulieren können wir nicht mehr. Was in der modernen Prosaliteratur etwas taugt, ist psychologisch novellistische Skizze, lyrische Stimmungskunst, Gesellschaftsschilderung, Zeitkritik, Groteske, Satire.

Dieser literarischen Wandlung gemäß hat sich auch die Einstellung des Publikums zu seiner Lektüre geändert. Man vermag einen modernen Roman nicht mehr mit jener die Umwelt vergessenden Spannung zu lesen, mit der man in die Geschichten von Tausendundeiner Nacht untertaucht oder in die Abenteuerromane und Volksjagen. Man bleibt dieser psychologisierenden Kunst gegenüber stets in der Rolle des bewußten Zuschauers. Mit Sindbad dem Seefahrer durchquert man die Meere, an des König Artus Tafelrunde sitzt man selbst als Ritter. Der Leser eines modernen Romans hat das deutliche Gefühl einer fingierten Handlung, und er naht mit wählender, beobachtender Neugier. Lebensvolle Gestalten sind heute gegenwärtig wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden; die romanhafte Behandlung der Tagesprobleme erlischt mit diesen. Wer liest heute noch Frenssens „Hilligenlei“, Holländers „Thomas Trud“ oder gar Konrads und Bleibtreus Romane, Bücher, für deren Wertung einst Vergleich mit den Größten nicht zu gering war? Und was wird man noch in zwanzig Jahren zu lesen vermögen von den Romanen der Schnitzler, Brod, Meyrini, Ewers und Otto Ernst? Wie man zum mindesten seit Ibsens Zeiten nicht mehr ins Theater geht um Schicksale zu erleiden, sondern um aktueller Probleme wegen, so naht man auch dem modernen Prosabuch nicht mehr mit dem Bedürfnis, aufzugehen in fremdem Geschehen.

Nur der unliterarische, der naive Leser aus dem Volk hat sich diese Haltung bewahrt, und wenn er auch bei dem Tiefstand unserer heutigen Volksliteratur meist Steine statt Brot erhält, er glaubt an die

Gestalten, welche die Courths-Mahler oder Felix Rabor vor ihn hinstellen, und ebenso erlebt der lesende Knabe Winnetou und Old Shatterhand, wie einst die Menschen früherer Generationen die Figuren der Heldenepen und Märchen. Es ist ein törichter Wahn, von der Impotenz unserer literarischen Prosaliteratur aus, erhaben über diese Lektüre des Volkes die Nase zu rümpfen. Geradeso wie das Publikum aus der blassen Schminke und der gehaltlosen Langleweiligkeit unserer Theater in die gesättigte Bilderfülle des Kinos flieht, so bietet auch die sogenannte Schundliteratur unserer Tage, trotz aller Korruption und Verkitschung, ein Maß von handelndem Geschehen, von Fülle und Buntheit der Lebensauschnitte, welche der sogenannten guten Literatur versagt ist. Allerdings trägt auch diese Kolportageliteratur in ihrem Kleben an der Empirie des Lebens, in ihrer monotonen Wiederholung abgedroschener Motive und technischer Kunstgriffe das Gepräge einer phantasielosen, episch unschöpferischen Zeit.

Und dennoch brauchten wir nicht zu den Göttern Mexikos und den Tagen der Hexenfolter und Reherverbrennungen zu flüchten, um würdige Stoffe der epischen Kunst zu finden. Diese Vorliebe für so ferne Gewänder entspringt ja nur der Notdurft, der Unkraft unseres Könnens. Hinter uns liegt das gigantischste Ringen der Völker um Triumph und Untergang, vor uns das Zerbersten einer festgewurzelten Gesellschaftsordnung durch das machtvolle Vordringen unverbrauchter Menschenkräfte. Motive also, gewaltiger als sie je der epischen Kunst sich dargeboten, Motive, vor denen die Kämpfe um Troja, der Alexanderzug, die Ritterfehden des Mittelalters verblassen. Was unsere bisherige Literatur vor den Hintergrund dieser Geschehnisse zeichnete, hat mit wahrer Epik nichts zu tun, es sind bestenfalls lebenswarme naturalistische Schilderungen wie die Schützengrabenbeobachtungen des Henri Barbusse oder verzerrte Tendenznovellen wie die Erzählungen Leonhard Franke.

Sind wir als letzte Erben einer alten Kultur verdammt, nur noch uns selbst bespiegeln zu dürfen, oder flieht noch einmal der Gnadenborn der Kunst des Erzählens aus den schöpferischen Träumen eines jungen Dichters? Sind wir dem Punkte nahe, wo Sterben und Geburt sich berühren, wo der Greis wieder Kind wird, wo aus dem Schoße einer untergehenden Kultur die Blüte neuen Lebens wird? An solchen Wendepunkten der Weltgeschichte ergreift ein neues religiöses Sehnen die Menschheit, tönt plötzlich wieder der Mythos. Wie einst in den Tagen des sterbenden Heidentums, die zugleich die Werdestunden der anbrechenden christlichen Zeiten waren, zittert in unserer Zeit ein Verlangen, die eiteln Selbstbespiegelungen zu zerschlagen, in der verlorenen Einheit sich wiederzufinden. Schon drängen von den Lippen eines Dichters in deutschen Landen die ersten Hornrufe und Trompetenklänge eines die Laten verherrlichenden Weltgefühls, schon ist er Wort geworden,

der neue Mythos von Neon, dem ewigen Menschen. Wenn in diesen Fanfarenklängen Sendung liegt, dann dürfen wir auch hoffen, daß bald wieder die Leier des epischen Dichters ertöne.

Grillparzers Prosaftile

Von Hans Roselieb (Firmin Coar)
(Münster i. W.)

Was ist eigentlich Stil? Es herrschen darüber so verschiedene Meinungen, daß man erst die seinige darlegen muß, um über Stilfragen klar sprechen zu können.

Ein Baumeister hat ein Haus gebaut. Es läßt sich praktisch darin wohnen. Danach ist das Haus praktisch errichtet. Wir sehen es von außen an. Wir finden, daß seine äußere Form seinem praktischen Zwecke ohne Gewalt angepaßt ist. In diesem Fall ist das Haus auch sachlich ausgerichtet. Wir betrachten es darauf. Die schweren Steinmassen haben ihre tote Wucht verloren. Sie scheinen leicht. In ihnen ist etwas, das sie belebt; sie formen dem Auge angenehme und elegante Linien, die lächelnd zu sagen scheinen: Tretet ein! Ihr werdet willkommen sein! Dieser Gedanke oder dieses Gefühl lebt in den Verhältnissen und den Zierraten des Baues, wie Freude und Stolz im Schritte eines Menschen leben, ihn leicht oder vornehm oder zurückhaltend machen. Der an sich tote Stoff wie Stein und Fleisch, ist belebt, gerichtet und bewegt durch einen Gedanken oder ein aus der Seele strömendes Gefühl. Das Ergebnis dieser Belebung des Stoffes ist Stil. Der Künstler schafft im Stil, indem er etwas Geistiges durch etwas Körperliches oder etwas Körperliches durch etwas Geistiges sichtbar macht.

Ähnlich in der Dichtkunst. Hier gilt es oft nur, mehr zu verkörpern als zu vergeistigen. Jedes Wort ist ja an sich schon ein geistiges Bild von einem Gegenstande. Durch den Gebrauch haben die meisten Wörter den zarten Schmelz von Körperlichkeit verloren, womit sie bei ihrer Geburt ausgestattet worden sind. Sie sind nur mehr denkbar, nicht aber auch sichtbar geblieben. Der Wortkünstler hat deshalb in der Sprache einen überwiegend geistigen Stoff. Will er Bilder des Lebens mit ihm schaffen, so muß er ihn verkörperlichen. Es geschieht durch Gleichnisse, Bilder und eigentümliche Wendungen. Die Verbindung solcher Verkörperungen mit dem übrigen Inhalt der Sätze und Satzabteilungen zu einem bestimmten Wortfluß bildet den Stil.

Stil ist Haltung. Sätze werden niemals diese nötige Haltung gewinnen, wenn sie nicht vorher in ihres Urhebers Seele gewesen ist. Im Stil schreiben vermag man nur in oder nach einem Zustande seelischer Sammlung.

Man kann leicht in den Schriften Grillparzers beobachten, daß er sich in den Fällen, wo sich Stil

findet, seelisch Zwang angetan hat. Dies geschah in seinen Jugendschriften; in seinem Tagebuch über die italienische Reise; in einigen Notizen des reifen Alters und dann in seinen zwei Novellen. Die anderen Reiseberichte, die meisten Studien, so lehrreich sie sein mögen, fast alle seine Briefe: alles ist ohne Stil geschrieben. Es ist überhaupt nicht geschrieben; es ist aufs Papier geworfen.

In seiner Jugend schrieb er mit ein wenig Gezierung, ahmte eine Weile den schillerischen Redefluß und auch Goethes vornehmen Vortrag nach und erlitt selbst den Einfluß von Hoffmanns zauberhaft pädagogischer Schreibart. Er fand aber schnell mit seinem österreichischen gesunden Menschenverstande einen eigenen Weg, den er freilich nicht immer mit gleicher Laune und gleichem Mute beschritt.

Grillparzer schreibt, indem er baut, und zwar in Abschnitten, Abteilungen und Verhältnissen. Im Gegensatz zum Prosastil Kleists, der nach musikalischer Ordnung geschrieben ist, ist derjenige Grillparzers wie der Schillers architektonisch.

Nehmen wir zum Beweise ein vollkommenes Beispiel aus dem Jahre 1838 aus Grillparzers Studien zur Staatslehre:

„In manchen Ländern Europas faßelt man noch von der Möglichkeit einer patriarchalischen Regierung, einem blindgläubigen Zusammenleben der Staatsbürger, einer unbewußt zufriedenen Selbstbeschränkung (der Ansprüche) der einzelnen. Die Möglichkeit läßt sich nicht ableugnen. Zahl eure Staatsschulden, reduziert eure stehenden Heere auf das Drittel und die Abgaben auf das Fünftel, mischt euch nicht in die Weltangelegenheiten, dann könnt ihr zu Hause allerdings einen Versuch machen. Aber bildet euch nicht ein, die bisherigen gesteigerten öffentlichen Zustände mit herabgestimmten Mitteln und die ungeheure Last, die ihr euch selbst aufbürdet, mit schlaffen Hebeln emporhalten zu können. Ihr wollt euren durch Bildung groß gewordenen Nachbarn gleichstehen und doch in der Bildung zurückbleiben; ihr begehrt tüchtige Beamte, aber keine Kenntnisse; Staatsmänner, aber keine Gesichte; Erfinder, aber keine Eigentümlichkeit; Krieger, aber keine Charakterstärke; Handel, aber keine Freiheit; Kredit, aber keine Wahl des Zutrauens. Vom Stumpfsinn fordert ihr die Früchte der Weisheit.“

Da ist ein Gedanke zuerst roh vorgetragen, wie ein Block, woraus ein Bild gebauen werden soll. Allmählich wird aus ihm Gestalt und Gesicht geschnitten. Dabei ist anfangs die Sprache breit und schwer. Je mehr der Schriftsteller zartere Teile anschneidet, desto geschmeidiger werden seine Sätze, desto feiner werden sie gegliedert; bis der Schalk mitarbeitet, um eine Schattierung mehr zu ermöglichen. Mit der „Fadel des Wortes“ leuchtet der Verfasser in des Gedankens Kniffe und Falten, zeigt seine Mummerei, um schließlich in einer weiten Gebärde den Gedanken nochmals in seiner ganzen Platttheit zu umfassen, als ob er sagen wollte: „Habe ich nicht recht, die Befenner dieses Gedankens von patriarchalischer Regierung heuchlerisch und lächerlich zu finden?“

Um nun die Bauart dieses Absatzes klar zu bestimmen, studieren wir ein Muster des schillerischen Prosastiles aus seiner Vorlesung: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte:

„Was erzählen uns die Reisebeschreiber nun von diesen Wilden? Manche fanden sie ohne Bekanntschaft mit den unentbehrlichen Künsten, ohne das Eisen, ohne den Pflug, einige sogar ohne den Besitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Tieren um Speise und Wohnung, bei vielen hatte sich die Sprache noch kaum von tierischen Tönen zu verständlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das so einfache Band der Ehe, dort noch keine Kenntnis des Eigentums; hier konnte die schlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung festhalten, die sie doch täglich wiederholte; sorglos sah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute schlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder schlafen würde. Krieg hingegen war bei allen, und das Fleiß des überwundenen Feindes nicht selten der Preis des Sieges. Bei anderen, die, mit mehreren Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, schon eine höhere Stufe der Bildung erstiegen hatten, zeigten Knechtschaft und Despotismus ein schauerhaftes Bild. Dort sah man einen Despoten Afrikas seine Untertanen für einen Schlud Brantwein verhandeln. Hier wurden sie auf seinem Grabe abgeschlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirkt sich die fromme Einfalt nieder: in seinen Göttern zeigt sich der Mensch. So tief ihn dort Sklaverei, Dummheit und Aberglauben niederbeugen, so elend ist er hier durch das andere Extrem gekloster Freiheit. Immer zum Angriff und zur Verteidigung gerüstet, von jedem Geräusch aufgeschreckt, redt der Wilde sein scheues Ohr in die Wüste; Feind heißt ihm alles, was neu ist, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an seine Rüste schleudert! Kein wirklicher Herd wird ihm rauchen, kein süßes Gastrecht ihn erfreuen. Aber selbst da, wo sich der Mensch von einer feindseligen Einfamkeit zur Gesellschaft, von der Not zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt, wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er sich unseren Augen! Sein roher Geschmack sucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Übertreibung; Entsetzen erweckt uns selbst seine Tugend, und das, was er seine Glückseligkeit nennt, kann uns nur Ekel und Mitleid erregen. So waren wir...“

Der Inhalt dieses Musters schillerischer Prosa hat nichts mit demjenigen von Grillparzers Prosa gemein. Grillparzer erklärt die Unmöglichkeit einer patriarchalischen Regierung und folgert daraus die Lächerlichkeit derjenigen, die ihre Möglichkeit verteidigen. In dem Abschnitt von Schiller ist ein barbarischer Zustand recht abschreckend geschildert, damit der Verfasser am Ende mit großer Wirkung ausrufen könne: „So waren wir!“

Schiller beginnt mit allgemeinen Schilderungen, ohne daß wir recht wissen, wozu sie dienen sollen, warum sie dargelegt werden, was sie eigentlich vereinigt. Er reizt dadurch zur Aufmerksamkeit, Neugierde, Spannung. Immer mehr drängt er den Stoff zusammen, findet immer klarere, immer mehr passende Ausdrücke und Gleichnisse. Ungewißheit, Ahnung, Furcht, Hoffnung, wachsen, steigen. Da, auf dem klug geschaffenen Höhepunkt der Neugierde, da fällt ein Satz, ein Wort, das die Spannung löst, indem es, mit Wucht und Schwung, alles vorher gegangene erklärt, begründet, verbindet. Dieses Lösewort heißt bei unserem Beispiele: So waren wir! Es ist eine Anspielung auf Personen oder Zustände. Oft ist es der Mensch oder eine berühmte Persönlichkeit; es ist in der Regel eine Ansicht und immer eine solche, die erhebt oder Abscheu entfesselt. Zum Beispiel die Ansicht der Freiheit und die der Sklaverei. Das Ende eines schillerischen Abschnittes oder einer Tirade

ist wie der Giebel eines Gebäudes, wozu die Säze Stufen und Säulen sind.

Grillparzer sagt im ersten Sätze seines Abschnittes schon seine Meinung von der Unmöglichkeit einer patriarchalischen Regierung. Er will in seinem Abschnitt weniger schildern, als erklären. Sein Schluß ist ein Zurückgreifen, ein Zusammenfassen des Gesagten. Die Kurze seines Abschnittes ist, wenn ich so sagen darf, wie eine Linie, deren Ende sich zum Anfange niederneigt. Es ist eine der Formen des Syllogismus, die in der deutschen Literatur des Nordens sehr wenig oder gar nicht verwendet wird.

Schiller fängt mit den Vorderätzen, den Feststellungen des Syllogismus an und zwar zuerst mit dem Unter-, dann mit dem Obersätze, um daraus seinen Vernunftschluß logisch zu schließen; Grillparzer beginnt im Gegenteil mit seinem Vernunftschluß, den er darauf durch den Untersatz begründet und durch den Hintersatz rechtfertigt.

Ich kann mir für einen Absatz keine Bauart einbilden, die den Inhalt sachlicher, weil ruhiger wiedergäbe. Hier hat Grillparzer, getrieben durch die Leidenschaft, unbedingte Klarheit und Vollständigkeit zu erzielen, für seinen Abschnitt eine Form gefunden, die vollkommen selbst seine barocken Gedanken und Gefühle darstellt.

Die Empfindung, die das Verfahren Schillers bereitet, ist immer zuerst Überraschung über seine Kühnheit, Folgerichtigkeit und Anordnung, worauf erst dann ein Gefühl folgt, sei es das der Scham, daß wir so barbarisch gewesen, oder das des Stolzes, daß wir so frei, so edel, so verfeinert sind.

Unders bei Grillparzer. Am Anfange seines Abschnittes sind wir neugierig, wie die Behauptung gerechtfertigt werden könnte, an seinem Ende haben wir die Empfindung, die die Klarheit gibt. Wahrhaftig, sagen wir uns, wie ist es doch lächerlich, unmöglich, ja schädlich, was diese Menschen begehren. Und darauf haben wir ein Gefühl. Aber es ist so verschieden von dem, was Schiller erregt! Wir sind nicht einer mehr oder weniger großen Scham oder Freude überliefert, Gefühlen, die die Vernunft oft zu falschen Schlüssen überreden. Indem sich Grillparzer mehr an den Verstand als an das Gefühl wendet, läßt er uns unsere geistige Freiheit. Das Gefühl, das uns vergnügt, ist die Freude über die Einsicht in einen Gedanken.

Wo Schiller ordnet und baut, da läßt Grillparzer entstehen. Der erste ist künstlerisch also persönlich. Seine Gedanken nehmen sich gut aus in ihrem glänzenden Mantel; der zweite ist wie die Natur organisch, und sein Stil ist um so besser, als er sachlich und klar ist. Schmuck darf Grillparzer nur in der Treue und Reinheit suchen.

Einen solchen Stil zu gebrauchen, erfordert einen besonders feinen Sinn für Verhältnisse und Abstufungen. Um ihn zu entwickeln, studierte Grillparzer selbst Maler wie Raphael und Musiker wie Mozart.

Er hatte recht; denn diese Weise zu schreiben, diente vorzüglich seinem Talent zur Zergliederung.

Grillparzer benützte seinen organischen Stil aber auch zur Beschreibung und Schilderung. Allerdings nur mit einer ganz besonderen Anstrengung, der er sich später, ermüdet, leider allzu gern entzog. Hier eins der seltenen Beispiele aus dem Tagebuch über die italienische Reise: „Endlich hielt der Postillon, wies mit der Peitsche vor sich hin (Erwartung, denn niemand sieht etwas vor sich) und sagte: „Ecco la Città“ und am Horizont zeigte sich ein ferner grauer Punkt (ein Punkt ist ein winziges und unscheinbares Ding, und es war die Peterskirche, eine große, eine symbolische Sache, die wunderbar von dem kleinen, grauen, nichtscheinenden Punkte absticht). Das ist gewiß keine Zergliederung. Es ist aber die Schilderung eines Werdens. Es ist das einfachste Mittel zur Beseelung. Grillparzer bedient sich seiner mit Vorliebe.

Bei anderen Dichtern, besonders den Klassikern, dienen Gleichnisse und Bilder außer zur Verkörperung auch als Mittel, um einen Gedanken oder ein Gefühl zu vergrößern oder zu vertiefen; oder sie dienen, wie besonders bei den Romantikern, als Ornamente, die einen Gedanken oder ein Gefühl schmücken. Grillparzer gebraucht sie stets wie der Maler das Licht. Sie beleuchten bei ihm einen seelischen Zustand, sie erhellen und beleben dadurch den Stoff. Zum Beispiel: „Der Italiener ist zu verständlich, um sich eine klare Vorstellung von der Geisteserziehung machen zu können, die in Deutschland einen Metallglanz von Christentum auf die Oberfläche getrieben hat.“

Grillparzer verwendet zu dem Zweck gern den Gegensatz. Es sei erwähnt ein Muster seiner glanzvollsten Art, der des Scheins, die bei dem vorliegenden Beispiel darin besteht, eine Erwartung auf etwas Besonderes zu erregen, um darauf diese Erwartung durch das gerade Gegenteil so zu enttäuschen, daß wir dadurch erst verblüfft und dann ergötzt werden. „Dieses Buch ist nicht gefährlich (erste Stufe mit der Frage warum), ein Hüter bewacht es (man erwartet alles mögliche, nur nicht das, was folgt): die Längeweile.“ Und hier auch ein reines Gleichnis: „Die Kunst verhält sich zur Natur, wie der Wein zur Traube.“ Das erhellt und erklärt blitzartig den dunklen Begriff Kunst. Begriff? Es erklärt ihre Entstehung. Ganz wie in diesem stichelnden Beispiel: „Goethe ist endlich so winkelig und schnörkelig geworden wie seine Vaterstadt.“ Oder noch schlagfertiger wie in diesem: „Lied ist ein guter poetischer Farberreiber.“

Kann Grillparzer durchaus nicht ein eigenes Werden an seinem Gegenstande aufdecken und veranschaulichen, dann wird es gänzlich offenbar, wie sehr es ihn drängt, zu erklären und zu erleuchten. Er entdeckt dann gern etwas Geschichtliches an seinem Stoff, um damit zu einem lebendigen Ausdruck zu kommen.

Jede seelische Verfassung eines Menschen oder

Volktes ist die Wirkung einer Sitte. Jede Geschichte ist die Wirkung dieser seelischen Verfassung eines Menschen oder Volktes. Beide, Sitte und Geschichte, sind also Mittel, um menschliche Seelenzustände faßbar zu machen. Diesen beiden Mitteln begegnen wir auch in Grillparzers abgeschlossenen Prosaarbeiten.

In der Novelle „Das Kloster bei Sandomir“ gibt die Entstehungsgeschichte eines Klosters Grillparzers Sprache Farbe und Klang. Dazu ein Beispiel aus der großen Schilderung von eines Glückes Vernichtung, dem das Kloster sein Dasein verdankt:

„So viel günstige Vorfälle wurden leider durch unangenehme Nachrichten aus der Hauptstadt unterbrochen: Der alte Starost, Elgas Vater, war gestorben und hatte seine Umstände in der größten Zerrüttung hinterlassen. Die beiden Söhne, die ihrer tollen Verschwendung nicht von ihrem bedächtlicher gewordenen Schwager unterstützt, häuften Schulden auf Schulden, und ihre Gläubiger, die in Hoffnung auf den Nachlaß des alten Vaters zugewartet hatten, sahen sich zum Teile in ihrer Erwartung dadurch getäuscht, daß in dem Testamente des Starosten eine beträchtliche Summe, in Folge einer früher geschenehen förmlichen Schenkung an jenen armen Vetter Dgimst überging. Dieser Vetter war, wie bekannt, seit längerer Zeit verschwunden. Er mußte aber doch noch leben, und sein Aufenthalt nicht jedermann ein Geheimnis sein, denn die ihm bestimmte Summe war gefordert, übernommen und die Sache blieb abgetan.“

Das ist bündig ohne jede Ausschmückung. Aus dem Fall der Sätze ahnen wir das Herannahen eines vielleicht furchtbaren Geheimnisses. Die Sprache ist genau, aber sie flößt etwas von der Angst einer gerichtlichen Feststellung ein. Und dann haben die Sätze es eilig. Nur vorwärts, sagen sie, dem Ende, der Aufklärung, dem Gerichte zu. Und das formt den Ton, den Stil der Novelle.

Von Schiller kennen wir eine ähnliche, gruselige Novelle: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“. Bei ihrer Lesung denken wir in Folge des stets anklingenden schillerischen Tones stets an das erhebende schillerische Ideal der Freiheit und Ehre. Und das ist es, was am Ende über den schrecklichen Gegenstand seiner Novelle hinweg tröstet.

Von Kleist kennen wir ebenfalls graufige Erzählungen. Bei der Lesung empfinden wir das Seltsame, das Überreizte, das Dämonische der Ereignisse sehr stark. Man könnte glauben, sie in Wirklichkeit erlebt zu haben, gerade weil wir sie so wenig verstehen. Wir sind denn auch erstaunt und betroffen über die Sonderbarkeit der Vorfälle, die allem menschlichen Fürwitz zu spotten scheinen. Aber das ist, was uns überirdisch packt.

Grillparzers Novelle ist in einem Stil geschrieben, der die Ahnung von der Gegenwart eines Richters weckt, der anlagert und ordnet und urteilt. Das gibt ein Gleichgewicht gegen den romantischen Zug der Begebenheiten. Und das ist es, was am Ende beruhigend wirkt. Und abermals ist es die gute Sitte, die Notwendigkeit von Recht und Sühne, die dem Stil unseres Dichters seinen Halt gibt. Sein Verfahren ist das der Schilderung. In seiner späteren Novelle „Der arme Spielmann“ wechselt Grillparzer

jedoch dieses Verfahren gegen das der Zergliederung. Er schildert nicht mehr den Lauf einer Ordnung, sondern zerlegt die Ordnung einer Seele. Seine letzte Erzählung widelt sich daher in einer vollkommenen Einheit von Zweck und Verfahren ab.

Das Leben des armen Spielmanns legt er auseinander mit Liebe und Sorgfalt und deshalb in einem milden und ganz klein wenig schalkhaften Ton. So wenn er den armen Spielmann etwas gelehrt und behutsam sprechen läßt:

„Ich hatte das Lied nämlich nicht in Noten. Auch merkte ich wohl, daß ich das Wenige der Geigenkunst, was ich etwa einmal wußte, so ziemlich vergessen hatte. Ich konnte daher nicht das und das, sondern nur überhaupt spielen. Obwohl mir das jeweilige Was der Musik, mit Ausnahme jenes Bildes, immer ziemlich gleichgültig war und auch geblieben ist bis zum heutigen Tage. Sie spielen den Wolfgang Amadeus Mozart und den Sebastian Bach, aber den lieben Gott spielt keiner. Die ewige Wohlthat und Gnade des Tones und Klanges, seine wunderwürdige Übereinstimmung mit dem durstigen zerlechnenden Ohre, daß — fuhr er leise und schamrot fort —, der dritte Ton zusammenstimmt mit dem ersten und der fünfte desgleichen und die Note sensibilibis hinaufsteigt, wie eine erfüllte Hoffnung, die Dissonanz herabbeugt wird als wissenschaftliche Bosheit oder vermessener Stolz und die Wunder der Bindung und Umkehrung, wodurch auch die Sekunde zur Gnade gelangt in den Schoß des Wohlklanges. — Mir hat das alles, obwohl viel später, ein Musiker erklärt. Und, wovon ich aber nichts verstehe, die fuga und das punctum contra punctum und der canon a duo, a tre und so fort, ein ganzes Himmelsgebäude, eines ins andere greifend, ohne Mörtel verbunden und gehalten von Gottes Hand. Davon will niemand etwas wissen bis auf wenige. Vielleicht hören sie dieses Ein- und Ausatmen der Seele durch Hinzufügung allerfalls auch zu sprechender Worte, wie die Kinder Gottes sich verbanden mit den Töchtern der Erde, daß es hübsch angreife und eingreife in ein schwieliges Gemüt. Herr, schloß er endlich, halb erschöpft, die Rede ist dem Menschen notwendig wie Speise; man sollte aber auch den Trank rein erhalten, der da kommt von Gott.“

Grillparzer erklärt uns die bizarre Lebensweise seines Helden, gibt uns Meinungen und Gefühle von ihnen, nicht ohne auch ihre Herkunft aus inneren oder äußeren Ereignissen zu folgern. Das wäre nur Zergliederung. Indem er aber dieser Zergliederung eine eigentümliche Form und einen bestimmten Ton gibt, macht er sie zur poesievollen Wirklichkeit. In der Novelle fängt er an, darzulegen, wie die Zuneigung entstanden ist, die er, der Dichter, gegen seinen Helden empfindet; er fährt fort und erklärt, inwiefern dieses neugierige Wohlwollen gerechtfertigt sei. Er geht dabei auch durch die verstaubten Gänge der Seele unseres Geigers und zerfasert das glückselige Leben des bettelarmen Mannes und seine sonderbare Liebe. Grillparzer endet dann ganz natürlich bei der letzten Wirkung, die der bizarre Musiker ausübt auf seine Umgebung und auf den Verfasser selbst. Diese letzte Wirkung ist sein Tod. Damit hat Grillparzer die Geschichte seiner Neugierde erzählt und begründet.

Es ist ein Spaziergang durch das Leben eines Schwärmers gewesen, der zu schwach für ein praktisches und nützliches Leben ist. Er ist ein Phantast, der sich über die Wirklichkeit mit einer freischwimmenden Geigerei

hinwegspielt und dadurch hinwegtäuscht. Der Dichter führt uns durch ein dunkles Land spazieren. Er tut es aber so vortrefflich und sorgt für eine so gute Beleuchtung, daß es ein Vergnügen wird, ihn zu begleiten. Unser Geist erprobt dabei seine eigenen Erfahrungen, ohne sich zu langweilen, und hat einen Stil gekostet, der zwar einem barocken Gegenstand gehört, aber von entzündend reinen und sachlichen Linien ist. Das ist bemerkenswert, wenn wir daran denken, daß Grillparzer in dieser Novelle vom armen Spielmann viel aus seinem eigenen Leben erzählt. Persönliche Gefühle und Aussichten hat er vollständig zu denen seines Helden gemacht. Sie sind losgelöst vom Dichter. Der arme Spielmann hat in der Sprache und im Tone nichts, was, wie etwa bei Schiller, an den Dichter selbst denken ließe. Nur gewisse Empfindungen hat Grillparzer mit seinem Musikanten gemeinsam. Grillparzers Prosaстил hat hier eine höchste Vollendung erreicht.

Im „Kloster bei Sendomir“ fließt der Ton der Novelle aus dem Gefühle des Verfassers über Sühne, Gerechtigkeit und Ordnung; der Ton im „Armen Spielmann“ scheint dagegen aus der Seele des Helden selbst zu steigen. Daher nimmt der drollige Geiger so häufig selbst das Wort, daher werden Personen und Sachen durch den Fall der Worte und die Musik der Sätze charakterisiert. Eine lebendige, verklärte, vollkommene und dadurch künstlerische Wirklichkeit steht vor uns. Etwas Inneres ist auf prächtige Weise durch etwas Äußeres ausgedrückt.

Damit haben wir bei Grillparzer zwei Prosastile festgestellt: den jüngeren der Schilderung im „Kloster bei Sendomir“ und den reiferen der Zergliederung im „armen Spielmann“. Beide haben als Eigenart in der Linienführung, teils mehr, teils weniger vollkommen die Kreislinie, die dadurch entsteht, daß der Schriftsteller im ersten oder in den ersten Sätzen eines Abschnittes schon angibt oder andeutet jenen Inhalt, der dann im Abschnitt selbst bewiesen oder erklärt werden soll; es ist wie eine leuchtende Kurve, die das, was im Anfang im Dunkeln steht, erhellt, indem sie sich zu diesem Anfang Licht ausstrahlend zurückbiegt.

Der Standpunkt des neuen Erzählers

Von Victor Wittner (Wien)

Was unterscheidet unsere jungen („expressiv-naturalistischen“) Erzähler von jenen der naturalistischen und realistischen Epoche? Eroberten diese neues Stoffgebiet, sind die eroberten Waffen, sind die Kunstmittel neuartig?

Dies ist in der Tat bei den meisten der Fall: Müde und verdrossen der alten Formen, der abgenutzten Gefäße und Werkzeuge, schaffen sie sich neue. Aber das Wesentliche der Neuerung ist vor allem der Geist ihrer Arbeit.

Während den Erzählern um 1900 Darstellung und Gestaltung Selbstzweck ist, ist die Kunst der neuen Roman- und Novellendichter jedesmal auf ein Ziel gerichtet: Dieses Ziel ist nicht wiederum die Kunst („l'art pour l'art“), dieses Ziel ist das Leben. Zu bleibenden Erkenntnissen über den Sinn des Daseins soll vorgebracht werden, die Dichtung greift ins Leben, sie will dessen Gestaltung beeinflussen.

Die älteren Romanschriftsteller wollen mit ihren Werken Spannung und Unterhaltung erzeugen, die jungen Prosadichter wollen erschüttern und erheben. Jene bilden die äußere Wirklichkeit ab, diese bilden die Realität um und zu einer höheren Wirklichkeit aus, indem sie, gegen den Zufall kämpfend, ihn entwaffnen und dem größeren Gegner, dem Schicksal, den neuen, den fühlenden und wollenden Menschen gegenüberstellen.

Die Naturalisten und Realisten sezieren den Menschen, um seinen Mechanismus bloßzulegen und die Kräfte, die ihn bewegen, Anreiz, Nerv und Blut, zu ergründen. Sie betreiben Psychologie und liefern Beiträge zur Seelenkunde. Sie zeigen den Menschen als Sklaven der Umwelt, des spezifischen Milieus und völkischen Klimas. Die Realität aber nehmen sie als das Gegebene, Unerschütterliche, als unüberwindlichen Widerstand. Ihre Bücher sind Schilderung der Wirklichkeit, Spiegelung der Welt.

Der neue Dichter stellt in den Mittelpunkt des Schaffens den Menschen. „Die Welt fängt im Menschen an“, ruft Werfel. Aber was die neuen Erzähler geben wollen, ist nicht Psychologie, sondern die Psyche selbst. Nicht auf Enthüllung der Seele kommt es ihnen an, sondern auf deren Entfaltung. Sie beschreiben nicht den leidenden Zustand des Individuums, sie lassen den Menschen handeln. Die naturwissenschaftliche Einstellung zum Individuum, wie sie von den Naturalisten geübt wurde, wird verdrängt durch menschliche Anschauung. Der Mensch, bei den Naturalisten Objekt der Kunst, wird den Expressivisten Subjekt: Er handelt, er lehnt sich gegen die Wirklichkeit auf, er ringt mit ihr. Er hat Gefühl für sein Gefühl, er läßt es wachsen und Laten treiben. Er läßt nicht den Lärm des Alltags — das Singen seiner Sehnsucht übertönen. Der Staub des Getriebes vermag nicht die Quellen seiner Innerlichkeit zu verschütten und völlig zu verstopfen: Er hört sie dennoch rauschen und beugt sich über sie, der unendlichen Melodie der eigenen Seele zu lauschen. Und bricht auf einmal in die Knie, überwältigt von dem großen Wunder des Lebendigeins und Erlebens.

Dies ist das wesentliche Merkmal der neuen Dichtkunst: daß sie den Menschen, den die Naturalisten als animalisches Wesen, als Zweifüßler sahen, zum göttlichen Wesen erhebt. Aus einem Lebewesen wird ein lebendiges Wesen, das das Leben nicht nur erleidet, sondern lebt und gestaltet. Es vermag das Leben nach eigenem Willen zu formen und es emporzuheben aus den Niederungen des Alltags und dessen tausend

Zufällen in eine reinere und blauere Luft. Der Mensch ist nicht Geschöpf nur, er ist Schöpfer.

Aus solcher Anschauung ergibt sich eine wesentlich andere künstlerische Einstellung der jungen Generation: Eine Stellung, die Haltung ist, nicht Anlehnung an die Wirklichkeit; eine geistige Haltung, die nicht dem Zweck der Unterhaltung zugewandt ist. Die jungen Dichter wollen nicht Feuerwerk, sie wollen Feuer machen: Sie entzünden das Feuer ihres Gefühls, daß es wärme, sie entfachen die Flamme ihres Geistes, daß sie leuchte als ein Fanal in den Finsternissen dieser Zeit.

In der erzählenden Kunst bedeutet dieser neue Wille die Abkehr vom passiven Ästhetizismus, vom stilisierenden Symbolismus und vom Naturalismus, der Anschaulichkeit an Stelle der Anschauung geübt und gegeben hatte. Auch jener Realismus (den wir wohl am besten den unpersönlichen nennen) der Erzählung mit der Geste des Chronisten, des parteilosen Forschers gab, verliert an Schülern. Die neuen Erzähler wollen ihre Jugend nicht verheimlichen, sie streben nicht Kühle und Objektivität der Darstellung an, sie sind hitzig bis zur Ekstase. Sie haben Temperament, sie haben Leidenschaft. Sie unterdrücken nicht ihr Gefühl, sie lassen es schäumen. Sie haben den Mut der Hingabe an die großen Empfindungen. Daß sie im Strudel dieser Gefühle ertrinken, daß sie in der Golfstromwärme des eigenen Herzens verweichlichen, dies hindert der Geist, Nordwind des Kopfes.

Gefühl und Geist — das sind die Pole der neuen Dichtkunst. Die harmonische Wechselwirkung schafft das Kunstwerk. Vom Gefühl strömt Blut in das Gewebe der Erzählung; deren Mark ist der Geist.

Der Geist der Romane und Erzählungen von gestern ist schlechtweg ihr Stil; der Geist heutiger Werke ist die Gesinnung und der Glaube ihrer Dichter: Es ist die Gesinnung unserer neuen Jugend, die in der Marterzeit des Krieges schmerzhaft gereift ist; es ist der Glaube an die Mächte der Innerlichkeit und (trotz allen grausamen Erfahrungen!) der Glaube an die Religion der Güte, an das Paradies der Erde und die Göttlichkeit des Menschen.

*

Was hier von der expressionistischen Kunst gesagt wurde, ergab sich aus ihrer Unterscheidung von der naturalistischen und unpersönlich-realistischen Literatur und galt dem Gemeinsamen der neuen Dichtung. Indes, es sind innerhalb ihres Bezirkes genug der trennenden Grenzen. Freuen wir uns dessen, solange es noch Tatsache ist: Denn es ist ja das Zeichen des echten Dichters, daß er aus seinem Erlebnis, aus seinem Menschentum heraus schafft, unbekümmert um die Parole der literarischen Gruppen und das Modell der letzten Mode. Wenn der Dichter sich Gesehen der expressionistischen Idee anbequemen wollte, wenn er ans Werk ginge, getrieben von den fixen Ideen

eines literarischen Theorems und nicht geschüttelt vom Erlebnis und dessen Vision: seine Dichtung erstarrte zu papierener Literatur, und ihr Dasein wüchse nicht aus dem Buche in das Leben des Lesenden.

Dies geschieht nun doch, da die markanten Erzähler der Zeit der Kritik und dem Programm nicht nachlaufen, sondern aus dem Vermögen ihres Menschen- und Künstlertums ihre Werke aufbauen und hinstellen.

Der Expressionismus ist aber gegenwärtig modern und daher in Gefahr, eine billige Mode zu werden. Der Literaturkommis von heute will sich nach dem neuesten Schnitt tragen, borgt sich aus dem laufenden literarischen Journal die Fassung aus, und kopiert, vervielfacht, vergrößert die wahre Kunst, zur Konfektion sie erniedrigend. So wird der echte und ursprüngliche dichterische Erfinder diskreditiert und das Blut der Kunst von den vielen Nachläufern verwässert. Notwendig ist daher die strenge Scheidung zwischen den saftlosen Literaten, Nachdichtern und Imitatoren — und jenen Dichtern, deren Werk Wirkung wirft — in den Horizont der deutschen Literatur.

George Moores Jesus-Roman

Von Max Meyerfeld (Berlin)

Welcher Weg von den „Bekanntnissen eines jungen Mannes“ („Confessions of a Young Man“, 1888) bis zum „Bach Kerith“¹⁾ (1918?)! Wer hätte gedacht, daß der dezidierte Nicht-Christ jener mit ihrem Heidentum ein wenig prahlenden, jugendfrenken Blasphemien bei dem milden Stifter der christlichen Religion und ihrem wilden Regisseur enden werde?

Ist das Wunder gar so groß? Von Strindberg zu Schweigen — hat nicht auch der Verfasser von „Sodoms Ende“ einen „Johannes“ geschrieben? Führte nicht manchen Maler seine Straße vom Hörsel zum Kalvarienberg?

Bei George Moore ist die Wandlung, sofern man es als eine solche betrachten will, am wenigsten überraschend. Man erinnert sich: schon in dem Diensthötel-Roman „Esther Waters“, der seinen Ruhm begründete, nahm die Religion einen breiten Raum ein. Esther selbst ist eine tief fromme Natur, die aus ihrem Glauben die Kraft zum Leiden schöpft. In ihrer ersten Herrin und einem späten Verehrer sind Repräsentanten des weit verzweigten englischen Sektengewesens gezeichnet. Unvergeßlich die Szene, wie Esther ihren schwerkranken Mann, den Buchmacher William, in der Lungenheilstätte besucht und ihn mit der Bibel auf den Knien findet. „Da stehn wunderschöne Sachen drin...“

Wie Religion und Kunst sich einen — das ist geradezu das Thema in „Evelyn Innes“. Auf dem

¹⁾ „The Brook Kerith.“ A Syrian Story. Leipzig 1920, Bernhard Tauchnitz. Vols. 4536/37.

Gipfel des Ruhms entsagt die gefeierte Sängerin ihrer Bühnenlaufbahn, tritt als Schwester Teresa in ein Kloster und wird von den Ketten ihrer Vergangenheit nicht minder als von dem sanften Druck der starr einförmigen Gegenwart zerbrochen.

Der von Englands Politik im Burenkriege, von seiner „Gier nach den Goldfeldern Transvaals“ angewiderte Ire lehrte in sein Heimatland, ein „westliches Tibet“, zurück. Hier steigerte sich seine Abneigung gegen die geistliche Zwangsherrschaft der katholischen Priester bis zu physischem Unbehagen. In zahlreichen Novellen („The Untilled Field“) fand diese Stimmung künstlerischen Niederschlag; äußerlich bekundete sie sich in Moores Übertritt zum Protestantismus.

Jrgendwo steht bei ihm der Satz (ich muß ihn aus dem Gedächtnis zitieren): Bis zum fünfzigsten Jahr ist unser Leben von sexuellen Gedanken ausgefüllt; nachher treten allmählich die religiösen an ihre Stelle. Das dreißigjährige Weltkind hat seiner heidnischen Sinnenlust in den entzündenden „Memoirs of my Dead Life“²⁾ (1906) ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Hedonismus und Hetärentum leuchten in lodenden Farben. Ein Hymnus auf Paris erklingt, wie vielleicht nur noch in Charpentiers „Louise“. Das prickelt wie Champagner, das umschmeichelt die Sinne wie Musik. Diese Skizzen, von der lässigsten Hand mit vollendeter Anmut hingeworfen, sind George Moores „Falstaff“. Leider steht „my dead life“ darüber: „Aus toten Tagen“...

Wollte er seinen ansechtbaren Ausspruch durch die Tat erhärten oder lenkte ihn ein unwiderstehlicher Hang seines Wesens — danach scheint die Religion wirklich immer mehr von ihm Besitz ergriffen zu haben. 1911 wurde das Szenarium „Der Apostel“ veröffentlicht. Mit der (von mir angeregten) Einleitung: „Als ich die Bibel zum erstenmal las“. Ein verblüffender Vorwurf: Jesus ist am Kreuze nicht gestorben, sondern wurde nur von einem Starrkrampf befallen und trat, nach Heilung seiner Wunden, in ein Kloster der Essener ein. Hier trifft, fünfundzwanzig Jahre später, der umherirrende Paulus mit ihm zusammen. Das Wunder der Auferstehung läßt der an Renans Geist geschulte Steptizianus George Moores also nicht gelten; es ist jedoch für den Gottsucher aus Larjos der Atem seines Glaubens. Ohne dieses Wunder kann die von ihm verkündete Heilbotschaft nicht die Welt erobern, und „damit das Christentum lebe, muß Christus sterben“. Paulus erschlägt den Heiland, um weiter im Dienste seiner Idee wirken zu können.

Ein grandioser Stoff; ein Einfall von höchster Kühnheit. Der Gedanke, daß Jesus am Kreuze nur einen Anfall von Starrsucht, aber nicht den Tod erlitten habe, ist — wie Moore im Vorwort erzählt — schon von einem französischen Arzt geäußert worden. Doch niemand hatte es unternommen, diese medizinische Hypothese künstlerisch zu gestalten.

Für mich bestand der Reiz des dramatischen Entwurfs in der Improvisation. „Erliegen Sie nicht der Versuchung, sie auszuführen!“ mahnte ich. Denn wer besäße heutzutage genug Naivität, daß er sich getrauen dürfte, dem Heiland Worte eigener Prägung in den Mund zu legen! Wer vermöchte ihn mit der Hoheit und Herzenseinfalt, der Kraft und Schlichtheit, der Bilderwucht und -fülle des Evangeliums sprechen zu lassen!

Solchen Erwägungen zum Troß war George Moore, nachdem er sich alles Irdische und Trübsalige von der Seele geschrieben hatte, auf die Dauer nicht abzuhalten, sein dramatisches Stelett mit epischem Fleisch zu umgeben, das Szenarium „Der Apostel“ zu dem Roman „Der Bach Kerith“ zu verarbeiten. Hier möge eine Stelle aus meinen londoner Aufzeichnungen des Jahres 1914 folgen:

„Donnerstag, 4. Juni. Nachmittags bei George Moore. Er erzählte mir, daß er im Februar in Palästina gewesen, um Lokalstudien zu machen für einen Roman, dem sein Dramamentwurf „Der Apostel“ zugrunde liege. Er schwärmte von einem Kloster, das er zum Schauplatz der Handlung ausgewählt. Auf meine Frage, welches sein stärkster Eindruck im Heiligen Lande war, entgegnete er: daß er nicht die richtigen Reithosen habe bekommen können.“

Gewiß, die Antwort des tecken Bliqueurs Moore, der sich ja auch in seinen Schriften nie ganz verleugnet. Aber man braucht kein gläubiges Gemüt zu sein, um ernste Zweifel zu hegen, ob sich aus so unheiligem Geist heraus die nötige und die erspriehliche Tonart zur künstlerischen Belebung des guten Hirten erzeugen lasse.

Oscar Wilde hat in „De Profundis“ einen rein ästhetischen Jesus gezeichnet, George Moore in dem Roman „Der Bach Kerith“ einen rein rationalistischen. Es geht in der Tragödie seiner Lebensgeschichte sozusagen alles mit natürlichen Dingen zu, und statt mit einer welterschütternden Katastrophe schließt sie mit einem gemächlichen Idyll: wie Evelyn Innes sucht der Erlöser Erlösung von dem Updruck der Vergangenheit hinter Klostermauern. Jesus ist ein „Mönch“ wie die andern auch. Er weidete jahrelang ihre Schafe, führte ein open air life und fand offenbar wenig Gefallen an ihren talmudischen Haarspaltereien. Sein Verhängnis trieb ihn nach Jerusalem, wo er auf Geheiß des Pilatus seinen Hentern ausgeliefert wurde. Durch einen glücklichen Zufall holte ihn der reiche Jüngling Joseph von Arimathia, dessen Werdegang die erste Hälfte der Erzählung füllt, rechtzeitig vom Kreuze und brachte ihn in sein Landhaus, wo er dank der Pflege einer alten, kräuterkundigen Dienerin genas. Danach kehrt er zu den Brüdern zurück und übernimmt wieder seinen früheren Beruf. Die furchtbare jerusalemer Episode ist aus seinem Gedächtnis ausgelöscht. (Seltsame Psychologie!) Er hält seine dort gepredigte Lehre für die große Verirrung seines Lebens. Schon denkt er, seiner vorgerückten Jahre wegen, daran, die anstrengende

2) In deutscher Übertragung bei Egon Fleißel & Co.

Tätigkeit einer jüngeren Kraft zu überlassen, sich selbst in den Frieden der Brüdergemeinschaft zurückzuziehen.

Und so könnte er in das große Vergessen eingehen, wenn ihn nicht eines Tages der eifervolle Apostel aus seiner Beschaulichkeit aufschauchte. Lange sträubt sich Paulus dagegen, den sanften Bruder Jesus als den gekreuzigten Jesus von Nazareth anzuerkennen; nicht einmal die Wundmale vermögen ihn zu überzeugen. Jesus will mit nach Jerusalem wandern, um die Lehre seines Apostels als Lüge zu entlarven. Kann dieser auch nicht mehr zweifeln, daß er den von ihm verkündeten Messias vor sich habe, so scheidet er doch von ihm in dem Bewußtsein, daß er einem Irren begegnet sei. Und wenn sie nicht gestorben sind...

George Moore hat also seinem Dramenentwurf die Giftzähne ausgebrochen. Die Pointe, daß der Meister von der Hand des Jüngers getötet werden muß, damit die Lehre nicht untergehe, fehlt im Roman. Das englische Vespublikum, das von Mudie mit der Milch der frommen Denkart versorgt wird, hätte sich auch entschieden dagegen aufgelehnt. So wurde ihm die veränderte Fassung dargereicht — weniger gewaltsam und dafür belanglos. Der Roman in seiner neuen Form gehört der einzigen verbotenen Gattung der Literatur an. Seine endlosen landschaftlichen Schilderungen, seine weitläufigen Debatten über die Auslegung von Bibelstellen sind eine wahre Geduldsprobe, und die Nüchternheit des Ganzen muß verstimmen.

Wenn der jugendliche Reker der „Bekanntnisse“ dem bleichen Sozialisten aus Galiläa frohlockend zutief, er hasse ihn, weil er den Begriff des Mitleids in die Welt gebracht habe, und leugne seine Göttlichkeit, so ist bei dem alternden Romanschriftsteller zwar nichts von diesem Hass, wohl aber durchaus der Mangel an Göttlichkeit geblieben.

„Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten“ ... Die Geschichte von dem lebendig Toten ist wirklich nur zu totem Leben erwacht.

Exotische Bücher

Von Martin Bruffot (Wien)

Zu allen Zeiten war es ein Bedürfnis des deutschen Geisteslebens, fremde Kulturen sich aufzuschließen. Während die Völker des Westens, weit konservativer und dümmelhafter, vollauf in der eigenen Kultur, deren Spielarten und Spiegelungen ihr Genüge fanden, küstete es den von Wißbegierde gestachelten Deutschen nach Erkenntnis der Psyche anderer Sphären und Zonen. Das Heimische galt in Deutschland nie sonderlich viel, bis 1871 schon gar nicht; eine fremde Etikette auf der Flasche lockte gewisser denn der edelste Rheinwein. Fremden Himmelsstrichen, ihnen galt die Sehnsucht. Goethe zog es nach Italien, Schiller schwärmte, wie je nur ein ausgehungertem Zeitgenosse, für die glückhafte Schweiz, deren Boden er nie betreten. Herder huldigte Spanien, Schlegel und Gefährten gingen im englischen Geiste auf. Und ein Jahrhundert später? Die Sieger von damals ergaben sich bald dem französischen Espirit, der nach dem Niederbruch auf allen geistigen Gebieten mit Wucht neu in die Halle schob. Späterhin entdeckte Deutschland den spintstrierenden

skandinavischen Geist, entzündete sich hernach für die barocke russische Seele, um schließlich, vor einem halben Menschenalter, in die skurrile Geistigkeit Japans, Chinas, Indiens und anderer exotischer Völkerschaften einzubringen sich zu mühen.

Mag der Engländer auch unbestreitbarer Beherrscher der Welt sein, der Deutsche ist nicht minder unstreitig der vornehmste Kosmopolit im geistigen Sinne. Unabsehbar erweist sich die Fülle all der gediegenen wissenschaftlichen Werke, wahrer Standard Works, worin der deutsche Geist erstmalig fremde Kulturen erschlossen; von den Geheimnissen, die unter der vieltausendjährigen Sandschicht der Wüsteneien Mesopotamiens und Ägyptens, die Wunder Babyloniens und der Pharaonen bergen, bis zu den folkloristischen Erkenntnissen, die uns über Innerafrika, die mexikanischen oder peruanischen Indianer, die Südpazifikaner und ungezählte sonstige Exoten geworden. Allüberall hin fand deutsche Geistigkeit, als Forscher, als Missionäre, als Weltfahrer; denn nicht bloß zünftige Gelehrsamkeit betätigte da ein reges Interesse, auch der Schöngest zumal. Wie so manche unter unsern Erzählern haben als Reiseschriftsteller glänzende Schilderungen aus fernen Ländern geboten, wohin sie ihre Weltsehnsucht führte, unter den neueren Alfons Paquet, Norbert Jacques, Bernhard Kellermann, H. H. Ewers u. a.

Alle diese hochsinnigen Dinge fallen vor den großen Krieg. Dann kam eine garstige, eine überhitzte Zeit, da Überwitz und Verblendung alte Ideale stürzte, um verschrobene Narrenpopanzen an deren Stelle zu setzen. Wo es, vor eitel Teuschtlumelei und Überheblichkeit verpönt war, selbst mehr ein alteingebürgertes Fremdwort zu gebrauchen, der geistigen Regungen anderer Völker auch nur mit einem Worte zu gedenken. Chinesische Mauern, von uns selbst aufgerichtet, sie wurden bald von außen her zu qualvollen Kerkermauern verstärkt. Wir fanden uns vereinsamt, abgeschnitten von der übrigen Menschheit trotz aller Fanfarenstöße und Siegesgloden, die minder Harthörige nur zu sehr an Alarmgebläse und Sturmgeläute in höchster Not gemahnten. „Wer sich der Einsamkeit ergibt, ach! der ist bald allein,“ klagte nicht also schon der Altmeister zu Weimar? Ich glaube, wir sind belehrt. Denn nun, seit der eiserne Ring, auf dem Papier zumindest, gebrochen ist, ist es vornächst wieder das Papier und die Druckerchwärze, die erhalten müssen, den deutschen Geist vom Jammer im eigenen Lande abzulenken und auf Fittichen des Vergessens nach besseren Gefilden zu entführen, unberührt vom Kriege — nach Exotien. Wenigstens zeugt die Hochflut an exotischen Büchern, die unlängst auf den Markt geworfen wurden oder für demnächst angezeigt werden, daß wir auch in diesen Dingen wieder zur nüchternen Vernunft zurückkehren und der übrigen Menschheit als erste die verschönderte Bruderhand darreichen.

Da ist ein in solchem Belang mannigfach anregendes Buch erschienen, „Europäer und Exoten“ (Strache, Wien 1920) von Moritz Scheyer, das so recht die internationalen geistigen Fäden wieder anknüpft, die während der Kriegsjahre, ganz wider Willen der Einsichtsvollen, auf Geheiß von „oben“ abgebrochen werden mußten. Der Verfasser dieses Buches, das in seinen Teilen noch während des Krieges entstand, hat sich durch derlei behördliche Zwangsvorschriften nicht verschüchtern lassen. Vielmehr erschien ihm allzeit, wie er es ausdrückt, als vornehmste Pflicht des „guten Europäers“, jeder offizios anbefohlenen „Gesinnung“ möglichst energisch auszuweichen. Kein geringfügiges Unterfangen, mutig und selbstherrlich, denkt man erschauernd zurück an die allgemeine Knebelung wie fanatisierte Besessenheit der Geister. Eingesperrt in den Kerker Mitteleuropa, versuchte er zumindest „aus der trostlosen Realität der letzten Jahre in die einzige Wirklichkeit heimzukehren, die das Leben noch erträglich machte: in die Erinnerung. — Ein Morgen weit weg unter übersättigt heißen Himmeln in exotischen Ländern ohne Jahreszeiten, ein jäher Schrei aus tropischer Nacht“ — das sollte ihm das marternde Kriegsgelöse überhören,

ihn über das unleidlich verlogene Heldenpathos der Zeit, die Anbetung geharnischter Riesengötzen hinweghelfen. So entstanden in diesen Essays prächtige Genrebildchen, darin exotische Kultur grell wie Blintzfeuer aufblüht; Szenarien aus Spanien, Portugal, Argentinien und Brasilien, aus Japan, China oder Ägypten. Unter den mit wenigen Federstrichen scharf herausgearbeiteten Typen gelangen besonders Cervantes und Casanova, der spanische Maler Ignacio Zuloaga, Baudelaire, Auguste Rodin, Eleonora Duse und Mme. de Staël.

Da die Narusflügel, die mühselige Errungenschaft vieltausendjähriger geistiger Anspannung, unverweilt dem blutigen Handwerk des Menschenmordens zu dienen hatten, ja Pegasus selbst nur noch am Prokharren sich lahmzog, mußte schon nach des Erzzaubers Faustus wetterfestem und unzerwühllichem Mantel gegriffen werden, wollte man sich einmal ungeheuer emporschwingen, die franke Seele von dem lastenden Apdruß befreien und in freundlichen fremden Kulturen des Friedens, ein Vergessen über die eigene arg verfahren und vergewaltigte finden. Man begreift Georg Wegener, der in seinem Buch „Der Zauber-*m a n t e l*“ (Brockhaus, Leipzig 1919) Faustens Sehnsuchtswunsch teilt:

„Ja, wäre nur ein Zauber-mantel mein
Und trüg' er mich in fremde Länder!
Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel sein.“

Auch dieses Buches Seele webt in besseren, in vergangenen Zeiten. Erinnerungen eines Weltreisenden sind es. Und man möchte deren Eigier fast beneiden; beneiden nicht allein um das, was ihm zu schauen vergönnt war, nein, auch um Auge und Sinn, um das, wie er es erschaut und um die vollendete Stilkunst, womit er das Gesehene wieder aufleben läßt. Da schildert er etwa einen Besuch bei Frédéric Mistral, dem Dichter von „Mireio“ zu Maïano, und mit wenigen Strichen ersteht vor uns ein Bild der Provence mit all ihrem melancholischen Zauber. „Raß und dürr sind die Raßgebirge, die sich über der Rhoneebene erheben, aber auf dem Boden des Flußtals scheint alle Fruchtbarkeit in doppelter Kraft zusammengeströmt zu sein. Prachtvolle Üppigkeit des Pflanzenwuchses kennzeichnet jeden Fußbreit. — Blühende Weißdornhecken begleiten zu beiden Seiten den Weg; ihre schneeigen Blütenmassen quellen wie schäumender Met von den Seiten herein und baden die Luft mit herausfendenden Düften. Über ihnen ragen in Nähe und Ferne die riesigen, dunklen Zypressen empor, der schönste Schmuck dieser Gegend, die der Bauer allerthalben, in langen Reihen, dicht aneinander gedrängt anpflanzt, damit sie die Gewalt des Mistrals brechen. In gewaltiger Entfaltung stehen sie, zu lebendigen schwarzgrünen Mauern zusammengeschlossen, monumental und feierlich gegen den leuchtenden Himmel.“ Das ist dichterisch empfunden und gestaltet. Und so wechseln Szenerie um Szenerie, farbenfroh, herühend; kein verblähter, wesenloser Film, nein, wahrhaftig, als trüge einen Faustens Zauber-mantel unermert mitten durch die ganze lebensvolle, blutwarme, buntfarbige Gotteswelt. Bald erblicken wir uns im tiefen Cañon des Colorado, bald auf dem Gipfel des Adams-pil auf Ceylon, sehen uns jetzt nach Jaipur, Indiens rosenfarbener Wunderstadt versetzt, dann wieder nach den Prärien und Einöden von Neu-Mexiko oder Arizona. Zwischen eitel Wasser und Himmel geht es tagelang hin über den märchenhaften Stillen Ocean von San Francisco nach Apia; wir entzünden uns für die Anmut samoanischer Mädchen, erschauern angesichts der Mysterien der Türme des Schweizens, lassen zu den Eingeborenen Birmas oder Heiwais uns entführen und lieben gelegentlich auch wieder das Wunderland Deutschland noch, weist es seine Errungenschaften uns dar, und gälte es selbst zu schmerzlich früher Stunde auf der berliner Stadtbahn vom „Zoo“ zum Lehrter Bahnhof zu haften, Bremen als Ziel, um an der Probefahrt des neuen Riesendampfers „Kronprinz Wilhelm“ teilzunehmen; ein Weltereignis entschwin-

dener Friedenstag, ein Triumph der Technik, dessen Echo alle Welt aufhorchen ließ.

Heute freilich kann man solch Friedensglüdes nur noch mit herber Wehmut gedenken, oder man rafft sich auf und sucht dem Unheil mit Galgenlaune beizukommen, zu dem Unabänderlichen mit Spott und Ironie Stellung nehmend. Eine Weltreise mit Adam Karrillon („Sechs Schwaben und ein halber“; Grote, Berlin 1919) weckt denn auch wieder ganz andere Lebensgeister. Es ist ein Prideln in diesem Buch, ein duftig Mouffieren von deutschem Schaumwein, der ja auch seine nicht zu verachtende Blume hat, mag schon der Deutsche, nach Goethe, sonst den Weinen des Franzmannes den Vorzug geben. Denn — merkwürdig! — auch Karrillon, gleich Wegener, zitiert an der Spitze seines Buches als Schirmherrn den alten Faust. Fürwahr, es gilt, den unsterblichen Geist von Weimar, zu dem wir uns insgesamt jetzt flüchten, an den wir alle uns klammern in unseren Nöten, den einzigen deutschen Besitz, den wir aus der Katastrophe uns heil errettet, danach habgierige Feindeshänder nimmer zu greifen vermögen. Karrillons Buch ist rüchschauer gleich den vorangehenden, dabei frisch und freudvoll plätschernd wie ein Jungbrunn; den Autor auf seiner lapriziösen Ostafrikanerfahrt zu begleiten, ein ästhetischer Genuß. Jede Zeile funkt von Geist und Laune; urwüchsiger, herzhafte männlicher Humor wechselt mit verb-schnurrigen Schwabenmädchen, kleine Bosheiten und gutmütige Spöttereien reflektieren eine Weltanschauung, die, in gehöriger Dosis unter die Menge gebracht, zur Genesung des arg überreizten, schwer siechen Deutschtums unfehlbar beitragen könnte. Ein durch und durch gesundes, urwüchsiges und sonnenhelles Buch, halb Reisebericht und halb Erzählung, dessen zwitterhafte Form man billig nachsehen mag, des köstlichen Inhalts wegen.

Jenseits der Pyrenäen, da hat sich wohl noch heute ein letztes Restchen Romantik erhalten in dem von Menschenrajen zerfressenen, brutalisierten Europa, dessen Seele von einst zerfladert, erstorben ist. Am Eingangswall, weltentlegen in einer unzugänglichen Talmulde, birgt sich der Hauptort eines zwerghaften Freistaates, Andorras; katalonisch Sprache und Rasse nach, im übrigen von altersher unter französischer und hispanisch-ultramontaner Oberherrlichkeit. Dies seltsame Ländchen nun, fernab aller satfam begangenen Verkehrswege der internationalen Touristik der Vorkriegszeit, hat Helene Voigt-Diederichs aufgesucht, und was ihr damals an grotesken Abenteuer und Augenwundern geworden, davon gibt sie jetzt in ihrem Buch „Zwischen Himmel und Steine“ (Langen, München 1919) Kunde. Es sind fesselnde Reiseindrücke, empfangen durch ein künstlerisch geschultes Auge, mit froher Laune dargestellt. Keins der üblichen Reisebücher, die da schwärmen und loden; das viel eher den Vorwichtigen warnt, den dornenreichen Pfad inmitten von Sonnenbrand und Schneehapern, von distelübersäten Steinhalden hoch oben, Weingehängen zutal nachzuwahren unter Schmugglern und Hirten.

Nach Portugal, einem in seinen überkommenen Sitten im übrigen Europa allzu wenig gekanntem Lande, geleitet das Bändchen „In l u t i t a n i s c h e r S o n n e“ (L. Heege, Schweidnitz 1919) von Hedwig Wigger-Barsch. Viel Symptomatisches für das Lusitanertum, viel gut Beobachtetes, ja manche glänzenden Novellenmotive fieden in dem Büchlein; aber all das verfladert ungenüht, denn die Autorin versteht nicht zu erzählen. Motive bleiben im Ungefalteten fieden, das Groteske, das dem Portugiesentum abzugewinnen, kommt nicht rein zum Ausdruck; selbst gelegentliche Anläufe zu Humor, sonst nicht Sache einer Frau, versagen durch technisches Unvermögen. Und wieviel Groteskes, erschütternd Lächerliches liegt nicht in der Gestalt des Senhors Felipe Maalhães beispielweise, eines verhungerten adelsstolzen Abkömmlings einer einst hochgeachteten Familie. Der mitamt seiner hochmaßigen Frau, ob schon er öffentlich zu prunken liebt, insgeheim lieber darbt denn arbeitet, aufrechterhalten einzig durch die Hoffnung,

sein verrostetes Wappen doch noch einmal neu vergolden zu können. Bis ihm eines Tages eine großartige Gasttafel, die die findige Gattin auf Ankosten eines reichgewordenen Plebejers von Schuhwarenhändler veranstaltet, den es gelüftet, mit der Elite von Lisabon an einem Tisch zu speisen, wieder als Visconde de Alves Preto zu Geldmitteln, Rang und Würden verhilft. Auch sonst werden in den einzelnen Skizzen eine Reihe origineller, verständnisvoll geschauter portugiesischer Typen festgehalten, bedauerlicherweise aber nirgends gehörig zur Geltung gebracht.

Dem Atlantischen Ozean, der alte und neue Welt trennt wie verbindet, ist eine Monographie von Ludwig Staby gewidmet, betitelt „Der Segen des Meeres“ (Dürr & Weber, Leipzig 1920). Nicht die Hochsee als ewige Verkehrsstraße der Völkerschaften, wie man wohl vermuten würde, wird hier gewertet, dahingegen die Schätze in ihrem Schoße. Der Autor handelt von Fischerfahrten nach Island, der Hochseefischerei nach Dorsch, Schellfisch, Seelachs, Stör, Thun und allerhand Matrelen. Anschaulich werden die Heringszüge und Sardellenwärme geschildert, Hummerfang und Austernzucht erörtert, auch der Perlenfischerei gedacht, um endlich in den Emotionen der gefährvollen Robben- und Walfischjagd zu gipfeln. Eine Bereicherung für jede Landratte, deren Wortstellungsfreis nur das Geviert Erdgrundes gelten läßt, für den er nicht nur sauren Schweiß, nein, auch sein Blut zu vergießen gewillt ist. Eine eindringliche Mahnung zugleich, daß das freie Meer in seinen Tiefen noch unermessliche Reichtümer birgt, die bloß gehoben zu werden brauchen, um auch hungierenden und beraubten Völkern wieder Nahrung zu schaffen und emporzuhelfen.

Über dieses Weltmeer strömen jetzt deutsche Kolonisten lodenden Verheißungen entgegen. Da ist es vor allem die große Republik im Herzen Südamerikas, was sie anzieht, „Brasilien, ein Land der Zukunft“, dem Heinrich Schüler ein gehaltvolles Studienwerk widmete, das in vierter ergänzter Auflage (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1919) vorliegt. Alles was Wißbegierde über dieses tropische Land nur erheischen mag, findet sich hier mit gediegener, sachmännischer Kenntnis dargelegt. Vieles darin wird auch den Deutschen daheim interessieren, nicht zumindest die Tatsache, daß Brasilien in einem großen Teil, besonders was die Gebiete von Rio Grande do Sul und São Paulo anbelangt, vielfach deutscher Kultur und deutschem Fleiß seinen heutigen Wohlstand dankt. Deutsche Einwanderer rodeten den Urwald und trodneten die Sümpfe, legten Fazendas an, bauten sich Städte, schufen Musterfarmen, begründeten blühende Handelsfaktoreien, Banken, Reedereien, Fabriken. Der Verfasser kennzeichnet zunächst die Zusammensetzung der Bevölkerung, zu deren reglamsten Elementen unseugbar das deutsche zählt, unterrichtet über Naturalisation, Verfassung, Finanzwesen, Handel, Verkehr und Industrie, um dann Landwirtschaft und Viehzucht, den Hauptquellen des Reichtums des Landes, sein Augenmerk zuzuwenden. Denn Land kann jedermann in Brasilien erwerben, sei er auch arm wie eine Ratte, vorausgesetzt, daß er nur arbeiten will und kann, und damit ist ihm auch ein Unterpfehl für künftige Möglichkeiten gegeben. Besonders verlohnt sich auf den Fazendas der Anbau von Kaffee, Kakaó, Maniok und Zuderrohr, daneben kommen Weinkultur, Baumwoll- und Tabakpflanzungen in Betracht. Die Selvas ermöglichen eine ergiebige Viehzucht, der Urwald bietet Kautschuk und Nutzholz, der Bergbau fördert Gold, Diamanten und andere Edelsteine, Kupfer, Eisen, Kohle.

Einem anderen exotischen Land voll vielfach noch ungehobener Naturschätze gilt Viktor Ottmanns Studie „Mexikaner“ (Dürr & Weber, Leipzig 1920). Sie bietet Gründlicheres und Mannigfaltigeres, als man dem schmalen Bändchen zumuten möchte. Ems der letzten deutschfreundlichen Länder des fernen Westens wird darin geschildert, das auch seine Ausschließung einem Deutschen dankt, dem großen N. v. Humboldt. Kein Wunder, daß unser Interesse daran stets leicht geweckt wird, so wie denn andererseits

auch der Deutsche dort ein gern gesehener Gast ist, und deutsche Sprache, deutsche Bücher in Mexiko ihren Anwert haben. In kurzen, das Wesentliche berührenden Zügen gibt Ottmann die mexikanische Geschichte wieder, kennzeichnet die rothhäutige Urbbevölkerung, Nachkommen der Azteken und Maya, das Wesen der spanischen Kreolen und der Mischlinge, Mestizen wie Mulatten. Die unletzte Politik des Landes während der letzten fünfzig Jahre findet sich einleuchtend erhellt, beginnend mit der Tragödie von Queretaro; das Regiment Porfirio Diaz, des Mestizen mit der Eisenfaust, bis zu den jüngsten Wirren unter Madero und Carranza. Staatswesen, Volks- und Landwirtschaft, Industrie und Handel finden ebenso Betrachtung wie Bildungswesen, Publizistik u. dgl. Endlich wird auch des Deutschtums in Mexiko gedacht, das nebst einer deutschen Zeitung, deutschen Buchläden und einer Oberrealschule in der Hauptstadt auch Elementarschulen in der Provinz unterhält.

Treten wir die Wanderung durch die bunte Exotenwelt weiter mit der Sonne an, so gelangen wir nach dem Polynesischen Archipel. Dort, auf dem verlorenen Samoa handelt Erich Scheurmanns „Paitea und Tije“ (Grote, Berlin 1919). Eine exotische Liebesgeschichte in gewollt schlichter Aufmachung in Hinblick auf Erzählungsform und Form, wogegen in Anbetracht der Glaubhaftmachung von Sujet und Szenerie gewiß nichts einzuwenden wäre. Allein, wo andererseits das Buch in der Charakteristik Originelles oder gar Tieferegründendes geben möchte, verlagst die Kraft des Darstellers. Die Psychologie Paiteas, des primitiven Samoanermädchens, haftet allzu sehr an der Oberfläche, zeitigt allzu wenig ausgesprochen Typisches für den Urinstinkt der Eingeborenen so weltferner Eilande. Die exotischen Merkmale sind rein äußerlich aufgepfropft; sie lassen sich in Wegeners zuvor besprochenem Reisebuch viel eindrucksvoller nachlesen. Dieses primitive Liebesgeplänkel könnte ebenso gut auf einem entlegenen poladischen Dorfe oder in einer slowakischen Gebirgsbaude sich abspielen, wo Wesen von gleicher Einfalt, Urwüchsigkeit und Erdgebundenheit in Unmenge sich finden. Im übrigen hat man eine Art Neuauflage von „Van Zantens glückliche Zeit“ des Dänen Laurids Braum vor sich. Hier wie dort wird der Held durch einen eingeborenen Gefährten, der ihm zugetan, in das Leben der Urbbevölkerung eingeführt. Hier wie dort tauscht er, überdrüssig der Zivilisation, solche gegen eine primitive Existenz ein, hier wie dort erlebt er an der Seite eines eingeborenen Weibes alle Sensationen unverderbten Naturlusts und wunschloser Kulturferne. Was die Ausmalung der Mythen exotischer Seelen und Welten anlangt, las man bei J. W. Jensen schon weit Farbigeres und Padenderes.

In tropische Zonen versehen auch zwei weitere Bücher, „Seta Safari!“ und „Meine Erinnerungen aus Ostafrika“ (beide bei Koehler, Leipzig 1920), die General v. Lettow-Vorbeck zum Verfasser haben. Ein deutscher Heerführer hat hier seine Kriegserlebnisse niedergelegt, und sie entbehren auch nicht sachlichen Interesses. Jene von vornherein aussichtslosen Kämpfe auf weltfern verschlagenem Posten, sie ehren die Schutztruppe wie ihre Führer, obschon der nüchterne, ungefnebelte Verstand sie heute als fanatische Wahnsinnsakte begreifen wird. Diese „Erinnerungen“ sind für den kritischen Geist des gereiften Mannes, dem sie nichts anzubaben vermögen, fraglos anzuehrend, erweisen sie sich doch durchpult von Leben, anschaulich in den geringsten Einzelheiten. Lettow-Vorbeck bietet zunächst eine Charakteristik jenes äquatorialen Erdstrichs, wo deutsche Luftkraft mancherlei Verheerungen angebahnt, so wie er sonst auch als kluger Beobachter lebhaft Schilderungen von Bevölkerung und Landschaft einzustreuen weiß. Dann wird des Verhaltens von Eingeborenen und Schutztruppe bei Ausbruch der Feindseligkeiten gedacht, die ersten Zusammenstöße, Rückzüge und erneuten Angriffskämpfe dargestellt und schließlich der rauhe Kleinkrieg im Busch, der auch nach Übertritt nach dem portugiesischen Mozambique noch blutige Schar-

mügel setzt und erst mit Erreichung von Britisch-Rhodesia durch Waffenstillstand seinen Abschluß findet. — Das andere Buch, „Heia Safari!“, wendet sich an die deutsche Jugend, überschreibt demgemäß sein erstes Kapitel unbedenklich mit „Abenteuer“, und wirbt im übrigen um neue Heldenjüngens. Oh, über dies Heldentum! Es ist grotesk, wie selbst die Nigger, die Astarti, als „deutsche Helden“ gefeiert werden. Nein, derlei Geist gehört einer überwundenen Zeit an; dergleichen Bücher passen in die Archive, nicht mehr in Kinderhände. Unsere Kinder wollen wir lieber lehren, Menschen zu sein, nicht Unholde von Händelfängern und Haudegen. Menschenschlächterei darf nicht länger als ehrenvolles Handwerk gelten; voran der deutsche Geist, deutsches Wissen und Können, in Forschung und Technik, in Handel und Wandel, in Leben wie Kunst!

Nach dem nördlichen Äquatorialbereich versetzt „Caput nili“ (Dieter Reimer, Berlin 1919) von Richard Kandt, eine „empfindsame Reise zu den Quellen des Nils“. Der Verfasser zieht darin als friedfertiger Eroberer aus, bestrebt, den Widerstand dämonischen Dunfels im Herzen Afrikas durch die Macht des Geistes zu brechen. Was Wunder, daß er gewisser das Gewollte erreicht als die gepanzerte Eisensauß, der auch der Sanftmütigste in der Bedrängnis die Zähne weist. Geist siegte stets noch zuverlässiger über die Materie denn die rohe Gewalt, und findet er sich obendrein mit Tatkraft gepaart, so bringt er das Angeahnteste selbst zuwege. Dies Werk ist nicht für Gelehrte allein; wir möchten es in jeder Bücherei, in jedem Bücherschrank wissen, denn es wird überall hin und immer wieder Freude wecken. Wenn der Verfasser im Untertitel sein Buch „empfindsam“ nannte, behauptete er nicht zuviel, denn jenes Seelenwolle, das ihn selbst auf seinen Entdeckungsfahrten leitete und sich begeistern ließ, teilt sich unfehlbar auch dem Leser mit. Es gab ein Mysterium da zu klären, ungelüftet seit sechstausend Jahren, die Herkunft des Nils, der zugehenden Urmutter der Ströme, an dessen Unterlauf eine der frühesten Kulturen der alten Welt entstanden. Kandt brach zu seinem waghalsigen Zuge von der Küste Ostafrikas auf. Von da führt ihn sein Weg, vielfach noch unbesritten, durch malerische Wildnisnatur oder Steppe, an mächtigen Flußläufen und Bergriesen vorbei, durch Siedelungen hisana unbekannter Stämme oder unwegsamen Urwald, inmitten seltsamer tropischer Vegetation und Fauna. Man las dergleichen wohl hundertmal, nicht sobald aber befehlt von soviel persönlichem Zauber, Geist, Scharfsinn und Wissen, Anmut und Poesie. Da finden sich Naturstimmungen und Landschaftsbilder aus den Tropen in einer Art festgehalten, wie es manchem Dichter zur Ehre gereichte; der mysteriöse Zauberband Afrikas zieht seine magischen Kreise um uns, und unser Bewußtsein geht in dem Weben einer exotischen Wunderwelt auf, die berückt und oft vor Spannung den Atem benimmt, als durchtränkte unsere Lungen die lauwarm-düfteleschwängerte Treibhausluft tropischen Urwalds. Wir belauschen eine bunte, kreischende Vogelwelt im wilden Busch, erschauern angesichts des nächtlichen Geheuls der Raubtiere in den Sumpfniederungen, schauen in unseren Träumereien schwimmende Inseln, überdeckt von üppiiger Vegetation, lernen Fetischdienst und Naturkult begreifen und dringen in das seltsame Seelenleben des schwarzen Menschen ein, mit dessen Augen wir Geistespuls schauen, Vergangenheit und Zukunft des Menschengeschlechts uns deuten. Bereichert an wertvollen Eindrücken legt man dies Werk aus den Händen, dessen Verfasser ein Opfer des Krieges geworden.

Den Urkrieger Armin L. Wegner hätte schier ein gleiches Schicksal ereilt; eingegeben dessen überschrieb er sein jüngstes Buch „Der Weg ohne Heimkehr“ (Sibyllen-Verlag, Dresden). Vom Moränenland, wohin ihn der Krieasdienst verschlugen, von Mesopotamien und Kleinasien handelt es. Doch nicht in der alten Weise des Schwärmers. Dem verlogenen Zauber des Orients, der Sonnenverklärt aus blauen Fernen uns umgaukelt, hat

der Dichter vielmehr mutig den Schleier vom Antlitz gerissen, und was darunter zum Vorschein kommt, ist ein gartliges, unmauberes, allen willfähiges Rebsweib, voll Tüde und verbrecherischen Neigungen. Denn jener Zauber, der für unsere Seele das Morgenland noch umgibt, den wir in unserer Jugend aus dem Goldgewirk des Wunderborns von „Tausendundeine Nacht“ gleich süßem Honigseim eingesogen, längst ist er in Wahrheit verblichen wie ein uralter Prunzgewand, und zurück blieb Jammer und Verfall, Not und Elend, heillos verstrickt in melancholischen Fatalismus, daraus es keine Rettung gibt, mag auch das träge Blut des Morgenländers bisweilen durch jähnen Fanatismus wild aufgepeitscht werden gleich den Sandtomben, die der Samum in der Wüste emporwirbelt und die dann wieder zu Grabestille und stumpfer Reglosigkeit zurückversinken. Solch eine Epoche trughaften Erwachsens des Orients, der von außen her geschürten Leidenschaften, erleben wir hier mit; den Kauf der Stunde, wie er inmitten von Sand und Blut einer spanischen Arena entsteigt, wo den gutmütigsten Stier der rote Lappen schließlich zu sinnloser Wut zu entfachen vermag, und der dann unter dem Befallsgetöse der Grausamkeit blindwütig mit den Hörnern losfährt. Viel des Mißgeschicks, das den nahen Orient im letzten Jahrzehnt betroffen, hat der deutsche Militarismus auf dem Gewissen; Wegner weist uns die Spuren. Allein, kein Kriegsbuch noch auch eine Völkerstudie hat man hier. Nein, das Buch eines Dichters, der, inmitten allgemeiner Verhehung und Verblendung, sein ruhiges, klares Urteil sich ebenso bewahrt wie sein tiefes Gemüt, der die Sprache meistert wie nur je ein Harfner sein vielfältiges Instrument, unter dessen Händen selbst ein Brief, sonst die alltäglichste Form, sich mitzuteilen, wahrhaftig zum Gedicht wird. Man hat oft den Eindruck, als läse man gar nicht. Sie sprechen zu einem, diese Briefe, wie seelenwolle Märchen zum erstaunten Kindergemüt, das mit weit aufgerissenen Augen, heimlichen Grauens voll, lauschend in eine unglaubliche, unbegreifbare Welt starrt. Und wovon sie berichten? Sie künden von den Nöten der eigenen schmerzlich getroffenen Seele, wie dem unsäglichen Menschenleid einer rauhen, unarmherzigen Zeit, dem Unheil, das das unglückselige Volk der Armenier überkommen, den Leiden, die die Völker der halben Welt ereilt, deren Beste entseelt in Wüstenland und Laufgraben steden oder auf den Marterprüfischen der Lazzarette ihren Geist aufgeben, während es andererseits entfesselter Barbarei und deren ordenbefähigten Rutenkrechten vergönnt ist, ungefährdet in der Wollust ihrer Raserei zu schwelgen. Unmittelbar aus der Empfindung geschöpft, voll reflexereichen innerlichen Lebens, strömen diese Episteln itaendeln Fluidum von Zärtlichkeit aus, die All-Liebe heißt, einer tief gründenden Sehnsucht, die als Idealismus sich offenbart. „Nur zu Lieben, zu schaffen ist meine Seele bereit, zwei Berufe, für die diese Zeit sie schwach und untüchtig gemacht hat.“ Doch Wegner verkennet sich diesmal, denn ein großes Wunder begab sich in seinem Buch: inmitten Todes und Verderbens entleert unverseht aus der Wähe des Weltbrands der helllichte Phönix: jener edle Glaube an eine höhere Bestimmung der Menschheit, dem Schiller einst die Worte geliehen: „Zu was Besserem sind wir geboren“.

Zu diesen dichterischen Bekenntnissen aus dem Orient bieten eine Reihe anderer Werke die Folie der Realität. Denn was Wegner bloß schmerzlich andeutet, wirft Martin Niepage in einer heftigen Anklageschrift „Eindrücke eines deutschen Oberlehrers aus der Türkei“ (Tempelverlag, Potsdam 1919) dem deutschen Militärführer unmittelbar ins Gesicht. Die fürchtbaren Grausamkeiten der Armeniermehleien, geschahen sie auch schon nicht auf Geheiß, so doch unter dessen Duldung, und so hatte denn auch der moslemitische Mordgeselle auf jeden Vorhalt nur die eine Antwort: „ta' alim el aleman — die Lehre der Deutschen“. Lieft man diese Berichte über das arme gehegte, hingeschlachtete Volk, das in langen

Zügen des Glends dem sicheren Tode in der Wüste entgegengetrieben wurde, überläuft einen das Grauen. „Der deutsche Konsul aus Mossul berichtete, er habe auf manchen Stüden des Weges nach Aleppo sovjet abgehakte Kinderhände liegen sehen, daß man die Straße damit hätte pflastern können. . . Ein anderer hat gesehen, wie ein Türke einer armenischen Frau das Kind aus dem Mutterleib herausriß und gegen die Wand schleuderte.“ Die Männer wurden unterwegs erschlagen, die Frauen und Mädchen von türkischen Soldaten und Offizieren genotzüchtigt oder in die Harems verschleppt. Den Rest der Karawanen suchte man durch Hunger und Durst aufzureiben; selbst an Flußübergängen ließ man die Verschmachtenden nicht trinken, als Nahrung streute man ihnen etwas Mehl auf die Hand, das sie gierig ableckten. Mitfühlende Mohammedaner sogar konnten die Tränen nicht verbergen, wenn sie sahen, wie bei einem Zuge Deportierter türkische Soldaten mit Knütteln auf hochschwängere Weiber oder Sterbende einhieben, bis sie tot hinfielen. In den Lagern, wo man die Unglücklichen geflüchtlich verhungern ließ, fand der Verfasser Haufen von Toten und Halbverwesten und noch Lebende darunter, die bald ihren letzten Seufzer aushauchen mußten. Photographien, die aufgenommen wurden, stellen Haufen von Leichen dar, zwischen denen Kinder noch lebend herumkriechen oder ihre Rotbuxen verrichten. Täglich konnte man den Karren begegnen, auf denen die Leichen ohne Sarg und Hülle fortgeschafft wurden, Arme und Beine zum Karren heraus. — Der friedliebende deutsche Bürger, der deutsche Kulturträger im Orient, weist die Mitschuld an diesen Massenmorden von sich; angeklagt wird der deutsche Säbelträger, und da die erbittertesten Anführer deutsche Männer sind, wiegt ihr Aufschrei der Entrüstung desto schwerer in der Wagschale der Justitia. Ein mächtiges Buch von fünfhundertvierzig Seiten, ein ganzer Lexikonband liegt vor mir, „Deutschland und Armenien 1914—1918“ (ebenda), darin Johannes Lepsius an der Hand diplomatischer Aktenstücke den Nachweis zu führen sucht, daß das deutsche Auswärtige Amt an dem Unheil in Armenien kein Verschulden treffe, was ja an sich nur erfreulich ist. Allein, angeklagt wird von den meisten Zeugen auch nicht so sehr die Diplomatie, angeklagt wird die allmächtige militärische Clique, die teils aus Indifferenz, teils aus militärischen Beweggründen dergleichen Barbareien an jenem zur Entente stehenden Volke zumindest ohne ein Veto geschahen ließ und so sich zum Mitschuldigen machte. Da hilft kein Beschönigen, denn dies beständigen Neutrale wie selbst Türken. Wie eine weitere Flugschrift, „Der Untergang eines Christenvolkes“, von J. Lepsius (ebenda) feststellt, kostete diese Raserei einer Million Armeniern das Dasein. Niepage hält es im übrigen für ausgeschlossen, daß es der deutschen Regierung, falls sie den ernstlichen Willen gehabt hätte, unmöglich gewesen wäre, die Türken zur Vernunft zu bringen. Die deutschen Offiziere anlangend, merkte er häufig, wie „fatales Stillschweigen oder krampfhaftes Bemühen, das Thema zu wechseln, in ihren Kreisen eintraten, wenn ein lebhaft fühlender Deutscher mit selbständigem Urteil auf das Glend der Armenier zu sprechen kam. . . Die Dinge bleiben in der Tat ein Schandfleck auf dem Ehrenschilde Deutschlands im Gedächtnis der morgenländischen Völker.“

Hans Erich Tschirner, der als Offizier in türkischen Diensten den Weltkrieg mitgemacht hat, hat eine Darstellung seiner „Streifzüge um den persischen Golf“ (Borngräber, Berlin 1919) erscheinen lassen. Keine Forschungsreise, nimmt man's genau, handelt es sich doch um längst gekannte Gebiete, zum Teil einstmals uraltes Kulturland, das aus den Tagen seiner Blütezeit her der Weltgeschichte zugehört; wo es auch nichts mehr zu „entdecken“ gäbe, es sei denn die Tatsache des trostlosen Verfalls, der es unter türkischer und persischer Herrschaft überkommen, was zudem auch kein Geheimnis mehr ist. Bemerkenswert sind die vom Verfasser ausgesprochenen Gedanken über die Psychologie des Forschungsreisenden. Das Sonstige kann in jedem Reisehandbuch nachgeschlagen

werden, sowohl die Kapitel über indische Leichenvernichtung, Mesopotamien mit den Trümmern Babels und anderer unter Sandwehen vergrabener Kulturstätten, wie auch was sich über Arabien und seine Bewohner, die persischen Küstengebiete usw. da findet. Nicht Neuartigkeit des Themas kennzeichnet dies Buch, wohl aber der Umstand, daß darin ein tüchtiger Erzähler seine Erlebnisse schildert.

Wesentlich origineller im Ideengang wie auch reichhaltiger an Tatsachenmaterial erweist sich das Buch „Die Ruine des Orients“ von Franz Karl Endres, (Dunder und Humblot, München und Leipzig 1919), der gleichfalls in osmanischen Diensten seine Erlebnisse sammeln konnte. Türkische Städtebilder zeichnet der Verfasser, und sie sind ihm meisterlich gelungen, mag er nun Smyrna oder Jerusalem, Damaskus, Bagdad oder Stambul vor dem Geiste des Lesers erstehen lassen. Die blendende Silhouette dieser malerischen, volkreichen Städte des Morgenlandes, weiß leuchtend im Sonnengold mit ihren Kuppeln, Minarets und steil aufsteigenden, fensterlosen Hausfassaden mit den Flachdächern hat jeden noch berückt, der zu Schiff sich einer von ihnen genähert. Innen freilich, da täufchte ihn alsbald, trotz allen lauten Getriebes und neuartig-bunten Volkslebens, nichts über die Fäulnis und den Verfall hinweg, der ihm aus allen Winkeln entgegengrinste. Solch grausame Wahrheiten hat, frei von Sentimentalität am unredlichen Plage, ein kluger unbestechlicher Beschauer, Endres in seinen Städtebildern festzuhalten gesucht. Das Antlitz all dieser Städte, so ähnlich sie auch dem flüchtigen Beschauer sich erweisen mögen, es wechselfunt in aller Wundheit; lodend und verführerisch allzumal wie schöne Odalisten, deren jede mit anderen Reizen aufzuwarten weiß, mag sie nach innen auch die nämliche feile Seele bewegen. Vorherrschender Volksstamm, Lage, Klima und Kultur bedingen jeweils ihre Besonderheit, und es erheischt schon ein tiefes Eindringen in all diese Momente seitens eines Landfremden, wenn er es wagen will, die Seele dieser uralten Kulturzentren aufzuschließen.

Zwei weitere Werke versehen aus südlichen Klimaten nach arktischen Regionen. Eine an wissenschaftlichen Ergebnissen reiche Forschungsreise quer durch Grönland haben ein Jahr vor dem Kriege der deutsche Meteorologe Alfred Wegener und der dänische Kartograph und Glaziologe J. P. Koch unternommen. Letzterer hat auch die Schilderung des Verlaufes der Expedition abgefaßt, die nun in Wegeners Übersetzung in dem Buch J. P. Kochs „Durch die weiße Wüste“ (Zul. Springer, Berlin 1919), vorliegt. Es gibt unter allen Ständen, bei jung und alt, leidenschaftliche Liebhaber der Lektüre von derlei Forschungsreisen und Entdeckungsfahrten unter exotischen Himmelsstrichen. Bücher, die nicht nur für die Hände der wissenschaftlichen Welt bestimmt sind. „Der Polarforscher ist in erster Linie Abenteuerer und muß es sein,“ sagt Koch, „sonst taugt er nichts.“ Und in der Tat, seine Reisedarstellung liest sich nicht minder spannend als irgendein bunter Roman, den dichterische Phantasie in den Gluten der Inspiration erformen. Denn unbeschwert durch alle Spannungstechnik und Künstlei verfolgt man hier mit desto konzentrierterem Interesse die Entwicklung der Handlung, die, an sich romantisch und dramatisch genug, sich in natürlicher Weise von Kapitel zu Kapitel steigert, in unvorhergesehenen Abenteuern und Entdeckungen das Überraschungsmoment herbeiführt und in Momenten von Lebensgefahren den Knoten schürt. Doppelt reißend, wenn auch die Darstellung der Schönheit nicht ermanelt wie etwa hier, wo schon gleich e i n g a n g s der Leser sich gefesselt fühlt: „Hinter uns glänzte die blanke Fläche des G-Ärords im Licht der sinkenden Sonne; vor uns lauerte grauhalter Dunst über dem schlafartig atmenden Meer. Die Gipfel Islands verblühen im ungewissen Schimmer der Nacht, und mit dräuender Schwere umfing uns der Rebel des Eismeers. Ruhig und sicher glitt indes die ‚Godthaab‘ an Nordnordost. . .“ Die Expedition ausgerüstet mit allen Hilfsmitteln moderner Polarforschung, durchquerte Mittelgrönland von Ost nach West.

Den umgekehrten Weg, mit weit primitiveren Mitteln, hatte fast zur nämlichen Zeit Knud Rasmussen eingeschlagen, dessen Reisebuch „Ultima Thule“ (Morawe & Scheffelt, Berlin 1920) nun gleichfalls verdeutscht erschien. Auch hier wird der Literaturfreund schon an der Darstellung seine Freude haben, denn Rasmussen ist ein ebenso prächtiger Stilist wie kühner Forscher. Aber es bildet auch ein wahres Buch der Abenteuer; inmitten einer großartigen Gletscherogenie, inmitten ewigen Schweigens, das höchstens durch das Krachen gewaltiger Eisblöcke durchbrochen wird, dem Brausen des eisigen Nordsturmes oder dem vereinzelt Ruf einer Wölfe, mitunter wohl auch dem Plumpsen eines Walrosses oder dem Schnauben eines Moschusochsen, führt die jungfräuliche Bahn von der nördlichsten Siebelung Thule, an Grönlands Westküste, über das Inlandes gen Ost. In weit nördlichere Breiten und damit noch rauhere Regionen als Kochs Buch, weisen Rasmussens Reiseerlebnisse, der als Sohn einer Grönländerin und eines dänischen Pastors durch seine nordische Abkunft schon prädestiniert erscheint, den Kampf mit den schlimmsten Gefahren der arktischen Natur erfolgreich zu bestehen, selbst entblökt aller Mittel der Kultur. Ihm genügt der Hundeschlitten des Eskimo und die Büchse. Belohnt wird solcher Wagemut nicht allein durch ansehnliche Forschungsergebnisse, der Forscher findet auch Genugtuung in der Fülle der Erlebnisse, den Wundern und Geheimnissen, die seinen Augen, seiner Seele sich aufschließen, der ganzen ungeheuren Aktivität, die seine Persönlichkeit zum Zyklopen steigert im Kampfe mit dem tückischen Polarungeheuer, das es zu überwältigen gilt. Wir besitzen alpine Gletscherromane von Meisterhand, aber ich glaube, sie lassen bei aller vollendeten künstlerischen Komposition lange nicht so nachhaltige Eindrücke zurück, wie diese zwei unmittelbar erlebten, glänzend dargestellten Nordlandbücher der beiden Dänen.

Einem Manne, der Pennsylvanien, dem Lande der Urwälder, entkamte, gilt das Buch „Vollstreuer und Gregory, Amerikamer, Pfadfinder, Urdriest, deutscher Kämpfer“ (Perthes, Gotha 1920) von Karl Josef Friedrich. Es ist ein Gedenkbuch, ein Werk der Pietät, dem Andenken des Theologen Kaspar René Gregory gewidmet, der als Sohn einer reformierten Familie französischen Ursprungs in Amerika das Licht der Welt erblickt hat. Kurz nach Begründung des neuen Deutschen Reiches war Gregory nach Deutschland gekommen, zunächst um in Leipzig zu studieren; späterhin aber habilitierte er sich daselbst und wirkte in der Folge als Professor an der Pleiße, welche Stadt er lieb gewonnen, drei ehrenvolle Berufungen nach Cambridge, Chicago und Baltimore ablehnend. Gregory, der geborene Angloamerikaner, hat etwa zehn Bücher in deutscher Sprache verfaßt und über vierzig Jahre in Deutschland gelebt. Rührende Güte und Menschenfreundlichkeit war ihm allezeit eigen; desto herber mußte ihn auch der Kriegeausbruch treffen, der seinen Glauben an eine höhere Bestimmung der Menschheit jähling erschütterte. Zwischen die Nationen gestellt, entschied er sich für das Deutschtum, ja, meldete sich sogar, ein fast Siebzigjähriger, zum Kriegsfreiwilligen. Wader widerstand der Greis allen Strapazen des Feldzugs im Westen, bis ihn, den Mann französischen Geblüts, auf französischem Boden ein feindlicher Granatsplitter auf den Tod verwundete. Das Buch ist mit viel Liebe und Verehrung für den Verbliebenen geschrieben, dessen bejaagte Bildnis die feinen Züge und die schmächtige Gestalt eines liebenswerten Gelehrten unverlempbar französischer Rassezugehörigkeit zeigt.

Ein Gegenstück in gewissem Sinne bildet Sch. Gorelits „Fünf Jahre im Lande Australien“ (Jüdischer Verlag, Berlin 1919), verdeutscht aus dem Jiddischen des Ostens. Dieser Held zog es vor, seine „Kriegserlebnisse“ — wie der Untertitel lautet — in der Schweiz zu finden; daß es ihm dafür auch nicht das Leben kostete, liegt auf der Hand“, ansonst wird seines Buches entbehren müßten. Und darum wäre es eigentlich schade, denn schon die Kapitelüberschriften haben das Zeug zu amüsieren, wie etwa: der neutrale Mensch; man sieht Juden; Moische Raß, der

Held; Menachem Mendel, der Pazifist; und der Krieg geht weiter uff. Was in jenem Ernst und Tragik, hier wird's Tragikomödie und Groteske; denn die Exoten aus Galizien, Polen, Ungarn und Rußland wachsen dem biederem Schweizer dermaßen über den Kopf, daß er befürchten muß, nächstens auf dem Postkempel Zion für Zürich zu lesen. Viel skurriler Humor und scharfe Menschenbeobachtung stecken in dem Büchlein, das voll ist von originellen Typen ausgeprägt östlicher Orientierung.

In dem Roman „Das große Geheimnis“ von Robert Kollrausch (List, Leipzig 1919) erhebt vor unserm geistigen Auge längst verunkelte Kultur Latiums aus tausendjährigem Todeschlaf. Wir durchwandeln die etruskische Gräberstadt von Cerveteri inmitten der Campagna, wo sich der Knoten einer zart angeponnenen Liebesgeschichte knüpft und löst; wir besuchen die Ruinenstätte von Roma vecchia, die Trümmer von Roms einst blühender Hafenstadt Ostia und werden gefesselt von der Großartigkeit des modernen Roms, dessen patrizische Seele sich prächtig wiedergegeben findet. Dazwischen webt ein dunkles Mysterium, das an der schmalen Messerscheide von Tod und Leben balanziert und manch eigenartige psychologische Perspektiven eröffnet. Ein geschickt gefügtes, empfindungsreiches wie gedankenvolles Buch, farbig und spannend, und damit eine anregungsvolle Unterhaltungslektüre.

Echo der Bühnen Nürnberg

„Peterle.“ Lustspiel in vier Akten. Von Lothar Sachs. (Uraufführung im Stadttheater am 9. September 1920)

Wenn unserer Zeit Sinn und Fähigkeit für Witz und Humor mehr und mehr abhanden gekommen sind, so brauchen wir nach den Ursachen dieser Erscheinung, die uns am augenfälligsten in den sogenannten Witzblättern entgegentritt, nicht weit zu suchen. Wie sollte auch insbesondere das sich seit Jahren selbst zerfleischende alte Europa zu einem wahrhaft befreienden Lachen Mut und Stimmung finden! Nur die Satire und der heizende Spott behaupten begreiflicherweise noch das Feld, und eine Satire auf die in Vorurteilen befangene alte Gesellschaft hat auch Lothar Sachs, der Verfasser des erfolgreichen Lustspiels „Meine Frau, die Hofschauspielerin“, mit seinem neuen Stück „Peterle“ liefern wollen. Allein die geheim- und konfistorialrätlichen Mumien, die hier dem im frischen, brausenden Leben stehenden Maler Ludo Reimers und seiner jungen Frau Maxi, der durchgegangenen Geheimrats-tochter, gegenübergestellt sind, erscheinen derartig tarifiert, daß eine tiefere Wirkung ganz und gar verfehlt wird; und auch sonst vermögen die flauere Zeichnung der Charaktere und die unerhebliche Handlung, deren Kernpunkt darin beruht, daß der Maler noch einmal ordnungsgemäß um die in das Elternhaus zurückgekehrte Maxi freit, dabei aber nun zunächst die Verwandten für sich zu gewinnen weiß, die schließlich durch den Unschuldengel, das vierjährige Peterle, völlig mit den Tatsachen ausgehöhlt werden, höhere Ansprüche in keiner Weise zu befriedigen. Gespannt war man eigentlich nur darauf, womit wohl nach der bereits zu Ende des dritten Aktes erfolgten Versöhnung noch der vierte Akt werde gefüllt werden, und psychologisch interessant war lediglich das nicht gebräunete Publikum, das der neuen dramatischen und auch literarischen Richtigkeit rauschenden Beifall spendete.

Theodor Hampe

Karlsruhe

„Warbed.“ Tragödie. Von Hermann Burte. (Uraufführung im Landes theater Karlsruhe am 26. September 1920.) — „Abschied von Daggia.“ Von Edwin Rutina. — „Sephthas Tochter.“ Von Ferdinand Ruh.

Die Figur des verstoßenen Prinzen, des Thronforderers, hat die Phantasie des Volkes und der Dichter oft beschäftigt. Bei uns in Baden zehrt davon die Legende von Kaspar Hauser, die noch keine hundert Jahre alt ist. In dasselbe Stoffgebiet wie sie, wie Demetrius, der falsche Waldemar, Sebastian von Portugal gehört auch der „Warbed“. Schiller hat sich lange mit dem Entwurf eines „Warbed“ herumgeschlagen, bis er zum „Demetrius“ überging. Er stieß sich daran, daß Warbed ein bewußter Betrüger war. Das ist er nun bei Burte keineswegs. Bei ihm ist Warbed in der Tat der jüngste der zwei Prinzen, die Richard III. im Tower ermorden ließ. Er ist edel, er hält sich für edel, aber er kann seine Echtheit nicht beweisen. Nicht an Schiller knüpfte Burte an — die Anlage des Stüdes ist bei ihm eine ganz andere — sondern an Richard III. „Warbed“ könnte die von Shakespeare nicht geschriebene Tragödie „Heinrich VII.“ sein, die vor Heinrich VIII. gehört, um den Zyklus der Königsdramen völlig zu schließen. — Heinrich VII. ist der Gegner des Thronforderers, über den er nach anfänglichem Zaudern und Zweifeln hinwegschreitet. Je ziel- und machtbewußter der englische König wird, um so schwankender, hilfloser und dubdender der Prätendent. Er hat lange im Volke gelebt, er kennt seine Leiden, er kann es nicht über sich gewinnen, durch Krieg und Leidenhäuser seine Ansprüche zu erweisen. In ihm schrumpft der „Wille zur Macht“ in ein Nichts zusammen; lieber geht er den Weg des Leidens, der ihn schließlich wieder in den Tower, die Stätte seiner Jugend, führt. Warbed ist ein passiver Held, edel und feinfühlig, historisch nicht ganz wahrscheinlich, ein Sprachrohr des Dichters für moderne Empfindungen, denen man die Nachwirkung des Weltkrieges anmerkt. Verstärkt wird dieser aktuelle Einschlag durch die Figur des Grafen Botwell, der sich zum Pazifismus bekennt und in „Niemandes-Land“ sein Leben einbüßt. In der Gegenüberstellung Heinrich—Warbed ist jener die handelnde Kraft, das brutale Triebwerk des Dramas, dieser ein sensibler Mensch, schön und groß im Gedanklichen, das Worte edel dichterischer Prägung findet. Im Wesen des zaghaften grüblerischen Prinzen liegt es, daß die mittleren Akte dramatisch schwächer ausgefallen sind als der erste und letzte, die sich stolz auf-türmen.

Das Stück ist nicht ausgereift. Burte hat es, von außen her gedrängt, für die „Badische Woche“ fertig gemacht, die auf Veranlassung des Theaterkultur-Verbandes stattfand. Sie brachte außerdem auf der intimen Bühne des Künstlerhauses zwei Einakter zur Uraufführung.

„Abschied auf Daggia“ von Edwin Rutina ist ein seelenvolles und poetisch schönes, wenn auch etwas gedehntes Zwiegespräch zwischen Odysseus und Kalypso, das mit dem Abschied der beiden und dem Sieg der Heimat endet.

Theatralisch wirkungsvoller gab sich „Sephthas Tochter“ von Ferdinand Ruh, das den bekannten Stoff aus dem Buch der Richter nicht ungeschickt, aber mit einigen Willkürlichkeiten auf die Bühne brachte. Die Tochter, die dem vom Schlachtfeld heimkehrenden Vater begegnet, als sie zu ihrem ersten Stellbilden das Haus verläßt, erdolcht sich selber — und macht so eigentlich das Opfergelübde des Vaters illusorisch. Auch sonst wird der Geist der alttestamentlichen Erzählung umgebogen.

W. E. Desterling

Echo der Zeitungen

Zur deutschen Literatur

Betrachtungen zu Goethes Lyrik bietet Wilhelm Conrad Gomoll (Literatur usw., Kreuz-Ztg. 38). — Sehr fesselnd schildert Karl Busde (Weber-Ztg. 567) Schillers Reise nach Berlin in all den seelischen Nöten, die sie verursachten. — Über Wielands Grab plaudert Herbert Eulenberg (Voss. Ztg. 461). — Eine Charakteristik von Friedrich von Matthisson entwirft Johannes Laap (Reichsbote, Unt.-Bl. 111). — Der G ü n d e r o d e widmet Heino Schwarz eine Studie (Düsseld. Nachr., Frauen-Rundsch. 35).

Einen Aufsatz über Christine Heibel veröffentlicht Herbert Eulenberg (Frankf. Ztg. 685 — 1 W). — John Brindmans wird anlässlich seines fünfzigsten Todestages (20. Sept.) gedacht: Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. (207) und F. Wippermann (Kreuz-Ztg. 453). — In Erinnerung an den hundertsten Geburtstag (16. Sept.) der plattdeutschen Dichterin Alwine W u t h e n o w (Aunemariel Schulten) schreiben Albrecht Janßen (Zeitschr. für Wissensch., Hamb. Nachr., 19. Sept.) und Fr. Winkel (Rottoder Anz. 215). — Als einen Kämpfer für das Deutschtum in der Ostmark feiert Hans Knubsen (Post 431) den Professor Julius Maximilian Schöittgen.

Carl B. Destergaard behandelt in einem Aufsatz (N. Zür. Ztg. 1535) die Schicksale, die Gottfried Kellers Schriften in Skandinavien erfahren haben. — Erinnerungen an Bauernfeld werden (N. Fr. Presse, Wien 20 131) geboten. — Persönliche Erinnerungen an Marie von Ebner-Eschenbach veröffentlicht Adolph Donath (Prager Tagbl., Unt.-Beil., 12. Sept.). — Ein Gedenkblatt an Hugo von Bloemberg, der am 26. Sept. vor hundert Jahren geboren wurde, findet sich (Vos.-Anz. 442). — Eine Parallele zwischen Richard Dehmel und Schiller zieht Hans Juchhold (Diegnitzer Tagbl. 223a). — Einen Schattenriß von Peter Hille zeichnet Hans Lehmer („Der Platoniker“ Post 450). — Mitteilungen über einen zweiten Band aus W e d e k i n d s Nachlaß macht Joachim Friedenthal (Berl. Tagebl. 438). — Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß widmet Hanns Martin Elster (Mannh. Tagebl. 254) einen Nachruf.

Die Wiederkehr des Todestages (27. Sept. 1914) von Hermann Löns hat neue Aufsätze über ihn hervorgerufen: Mops Müller (Literatur usw., Südd. Ztg. 35 und Rhein.-Westf. Ztg. 700); F. Wippermann (Literatur usw., Kreuz-Ztg. 38).

Der Dichterin Elise Rehbürg, in deren Haus Dörfel v. Lillencron 1892 bis 1901 wohnte, widmet Charlotte Niese (Frauen Spiegel, Hamb. Nachr., 19. Sept.) ein Gedenkblatt.

Zum Schaffen der Lebenden

Dem erkrankten Ernst von Wolzogen sendet Hanns Martin Elster einen sympathischen Gruß (Kreuz-Ztg. 456 u. a. D.): „Wolzogen stand als Lachender, als ein Temperament, das sich auch von der verzweifeltsten Situation nicht unterkriegen ließ, immer über allen Nöten des Lebens. Er riß mit fort. Er begeisterte, nicht aus irgendwelchen tiefen Ideen heraus, um irgendwelcher höchsten Ziele willen, sondern einfach aus Freude am ungebundenen Leben. Wo er diesem ungebundenen Leben begegnete, da befahte er es. Wo er es vermied, da hinein trug er es. Ein Feind aller inneren und äußeren Gebundenheit, trat er ein für die wahrhaft freien Persönlichkeiten, wo immer er ihnen in seinem abwechslungsreichen Leben begegnete. Sein letzter großer Roman, „Der Erzähler“, der auch als sein bedeutendster angesprochen werden muß, kennzeichnet seine Art im weitesten Umfange: wie hier der Held nacheinander als Offizier, freier Schriftsteller, Zeitungs-Herausgeber,

Kulturapostel, Gründer einer freieren Schule, Liebender und Überwinder jeder Misere nur seine Persönlichkeit entwickelt zum frohen Schlusse hin, so hat auch Wolzogen sein Leben und Schaffen ständig nur als ein mit vollen Händen ausgestreutes Schenken seiner Natur und seines Erlebens durchgeführt und dadurch sein Bestes gegeben. Alle Kritik an dieser Persönlichkeit führt zu nichts: wenig will besagen, wenn man mehr Tiefe, mehr künstlerische, stilistische Form verlangt; hier obliegt doch immer der hinreichende Lebensbejaher, der nicht nur das Zwischfell, sondern auch das Herz zu erschüttern versteht. — Den früheren Großherzog zu Hessen, Ernst Ludwig, feiert Hermann Bahr (Wefer-Ztg. 552) als Dichter auf Grund des Mysteriums „Ostern“, das unter dem Pseudonym E. R. Ludhard als Manuscriptdruck der Gesellschaft heffischer Bücherfreunde, Darmstadt, erschienen ist. — Zum sechzigsten Geburtstag von Josepha W o s e, die unter dem Schriftstellernamen Jassy Torrund zahlreiche Novellen geschrieben hat und sich als katholische Schriftstellerin eines guten Namens erfreut, schreibt Anton Wolf (Köln. Volksztg. 726).

Über den Vprikar Ernst D r o e m, den Spengler in die Literatur eingeführt hat, urteilt E. R. (N. Zür. Ztg. 1513): „Es ist selten ein Gedicht, das als Ganzes ein inneres Gefüge wäre, aber in jedem Gedicht funkelt eine Strophe bedeutsam auf, wirkt Stimmung.“

Hermann E r p f, den Verfasser von „Das Tor, Vorspiel zum Schauspiel vom Leben“ (Verlag Sedwyla, Bern) grüßt A. Maderno (Mannh. Generalanz. 430) als neuen badischen Dichter. — Zu Fritz von U n r u h s neuer Dichtung „Platz“ schreibt Rudolf K. Goldschmit (N. Fr. Presse, Wien 20 156): „Die metaphysische Grundkraft, die in der Dichtung Gestalt geworden ist, läßt Dinge laut werden, die Endgültiges, Jämmerndes, Ewiges umspannen. Wer vorbereitet zu dieser Dichtung kommt, die bei der Umsehung in die Realität des Bühnenabends ihre Bühnenferne nicht ganz verlieren kann, wird verstehen, warum das Faule und zum Tode Reife der alten Welt hier auch in Menschen und Szenen dargestellt ist, die den am konventionellen Unterhaltungstheater hängenden Besucher zunächst erschrecken, weil Todgeweihtes noch einmal in wilder Ekstase auflebt. Aber diese aus Negativem und Beurteilung geborenen dramatischen Situationen, die in ihrer Symbolkraft von den Zuhörern nicht immer erfaßt, weniger als Anklage und Geißelung der Zustände denn als Darstellung und neutrales Gebilde empfunden wurden und deshalb in ihrer Kraft und Ehrlichkeit erschrecken, enthüllen ja erst durch die gegensätzliche Fixierung die Wucht und Geltung der großen Idee des Werkes, dessen „Kraft aus neuer Liebe neue Menschen schafft“. Wo es um die größten Dinge der menschlichen Seele geht, da gibt es tiefe blutende Wunden, Schmerz und Weh. Der neue tragische Mythos wird nur vom dionysischen Künstler neu gestaltet werden. Die Verankerung seiner Seele im Dionysischen erweist Unruh durch die Hingabe an die Zerreißung und Aufrüttelung seines ganzen Ichs. Hier werden die Zusammenhänge der Kunst Unruhs mit der Gotik eines Grünwalds am deutlichsten.“

Zu Hans W i l h e l m s Roman „Werden. Eines Volkes Auferstehung“ (Boussot, Berlin) bemerkt Karl S t r e d e r (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 214): „Von dem Helden des Romans heißt es einmal: „Dann sang eine Kraft in ihm; ein stürmisches, jubelndes Lied, das er nicht in Worte bringen konnte, auch nicht wollte. — Dann kamen ihm Pläne und Entwürfe, die er nicht alle mit dem Verstand auffassen konnte; aus dem Tiefsten aufgewühlt, verworren und gewaltig. Dies innere Gären hat Hans Wilhelm zu klären und in eine Form zu gießen gesucht, die er ‚Werden‘ nennt. So nehmen wir diesen Notzfrei und Wehruf eines geistigen Kämpfers, der ein innerlich feiner Mensch ist, dieses Spiegelbild einer gewaltig brodelnden Bewegung in der deutschen Jugend, diese Beschwörung eines Erschütterten, diesen Sehnsuchtsruf eines Jünglings, der noch letzte, heilige Hoffnungen hat, mit seinem Titel Werden als eine Verheißung. . .“ — Eduard

St u d e n s Roman „Die weißen Götter“ (Erich Reiß) rühmt Hans Lehner (Post 430): „Es ist seit Bonfils ‚Indienfahrt‘ kein Werk erschienen, das in erzählender Form die Kultur und Geheimnisse eines fernen fremden Landes so wundervoll veranschaulicht hätte, wie es Studens erster Roman ‚Die weißen Götter‘ tut. Und nicht nur ist die Veranschaulichung eminent, sondern sie wird in stärkstem Grade von der Stimmung jenes Landes und der Zeit getragen, in der diese bis jetzt zwölfhundertzwanzig Seiten umfassende und noch eine dritte Abteilung versprechende Riesenerzählung spielt. Die Einheit von Schau, Form und Stimmung stempelt das Werk zu einem Kunstwerk, das in seiner Art für sich da steht.“ — Zu den beiden neuen Büchern von Theodor Heinrich M a y e r, dem Roman „Typhus“ und der Novellenreihe „Sport“ sagt Helene L u s h a l (N. Wiener Tagbl. 253): „Wären diese beiden eigenartigen Bücher knapper, gebrängter in der Form, logisch gebändigter, so wie es Mayers ‚Von Menschen und Maschinen‘ gewesen ist, dann müßten sie in ihrer gedanklichen Hochspannung, in ihrer mitunter zolaistischen Beherrschung des Gegenständlichen als Meisterleistungen gelten. Aber Mayer irrt oft zu sehr ab, wiederholt sich und verschleppt die Tempi, die in der unheimlichen Traumskizze ‚Die Kurve‘, in den Ekstasen des ‚Sportredakteur Wallner‘ oder auch in seiner Typhusbarade oft prachtvoll einsehen. In den Übermaßen seiner Fieberdelirien hat er selbst die Maße verloren. — Dennoch sind diese Phantasien des Fiebers schön, weil sie das Königtum der Grenzenlosigkeit suchen.“

Lebhaft tritt Otto Jarek (Nationalztg. 208) für Stephan Z w e i g s Buch „Drei Meister“ ein: „Sintreten und für ein Buch zeugen, und was eigentlich sagen von diesem Buch? Es gibt nur eine Art, über ein Buch zu sprechen: aus tiefer Liebe den geheimsten Sinn des Werkes aufzuspüren und diesen Sinn faßbar zu machen, von ihm künden, für ihn werben. Es gibt nur die hohe Art, das Werk eines Menschen zu erfassen, die Stephan Zweig selbst kennzeichnet: ‚Nicht Einförmigkeit, sondern Sublimierung, Kondensierung, Extrakt‘ geben. Es gibt nur die wunderbare Art, die eben dieses Werkes selbstloses Verdienst ist. Drei Meister baut Stephan Zweig auf, gibt der Fülle ihres Wirkens Einheit, der Unermeßlichkeit ihrer Welt die Deutung, dem Meisterlichen ihres Könnens den Beweis.“ Vgl. Oskar Walzel (N. Fr. Presse, Wien 16. Sept.). — Über das „Weltbild der Marie Luise E n d e n d o r f f“, deren jüngstes Werk „über das Religiöse“ einer Unterjochung unterzogen wird, gibt Beda P r i l l i p (Deutsche Zukunft, Post 453) einen Aufsatz. — Eine eingehende Studie über Spenglers „Untergang des Abendlandes“ veröffentlicht R. Hofmann (Augsb. Postztg. Lit. Beil. 19 und 20). — A. S. R o b e r t s „Geschichte der religiösen Dichtung in Deutschland“ (Bader, Offen) nennt Alfred Klarer (Lit. Umschau, Woff. Ztg. 463) ein wertvolles Buch voll Zmerlichkeit. — In einem offenen Brief „An Ludwig T h o m a“ verleiht Eugen Kallfchmidt seiner tiefen Sympathie zu Thomas „Erinnerungen“ (Albert Langen) Ausdruck (Frankf. Ztg. 688 — 1 Nr.). — Franz Ferdinand B a u m g a r t e n s Schrift „Zirkus Reinhardt“ (Zillgner, Potsdam) pflichtet Hermann Sinsheimer (Münch. N. Nachr. 390) in eingehender Begründung bei. — „Vorläufige Bemerkungen zu Joh. Schläfs grundstürzendem kosmologischen Neuerungsversuch“ bietet Max Schneidewin (Literatur usw., Kreuz-Ztg. 36).

Zur ausländischen Literatur

„Der Narrenstreit um ein Genie. Schlußwort zur Shakespeare-Bacon-Romödie“ überschreibt Victor Klages eine Studie (Wefer-Ztg. Lit.-Beil. 52 und 53). — Über die Romane des Daniel Defoe gibt Hans Benzmann (Tag 210) einen Aufsatz.

Zu Emilie Augiers hundertstem Geburtstag (17. Sept.) schrieb E. Imhöfer (Berl. Börs.-Ztg. 415) und Alfred Goetze (Berl. Börs.-Cour. 435).

Einen bemerkenswerten Nachruf auf Roberto Urdigò bietet M. Fröhlich (N. Zür. Ztg. 1571).

Über Strindberg und das Theater läßt sich Heinrich Goebel (Deutsche Allg. Ztg. 465) vernehmen. — Ein Bild von Knut Hamsun entwirft Hans Bethge (Tagebl. Prag 221). — Ebenda (222) veröffentlicht Kurt Martens seinen „Rückblick auf Hermann Bang“. — Persönliches von Knut Hamsun erzählt A. Garde (Weser-Ztg. 585).

„Nouvelles über Dostojewski“ sind Mitteilungen (Literatur usw., Kreuz-Ztg. 37) überschrieben. (Vgl. Deutsche Allg. Ztg. 469). — Gorkis Schrift „Die Kleinbürger und die Revolution“ würdigt Maria Heibegger (N. Zür. Ztg. 1497, 1504).

„Uralte Lieder aus dem Morgenlande“ in deutschen Strophen von Conrad Hausmann (Deutsche Verlagsanstalt) würdigt Hans Benzmann (Frankf. Ztg. 710 — 1 M.).

„Das alte und das neue Buch“ von Walter Bloem (Schlef. Ztg. 486).

„Der Spielleiter“ von Karl Hermann Böhm (Deutsche Ztg. 372).

„Die Theatergemeinde“ (Versuch einer Organisation der Theaterbesucher) von Paul Bourgeois (Düsseld. Morgenpost, Kommunalpol. Umsch. 1).

„Die Unreger“ (Pelaban, Bang, Tschchow) von Michael Charol (Woll. Ztg. 459).

„Sternheim und der deutsche Bürger“ von Carl Selbling (N. Zür. Ztg. 1578).

„Wie eine Theaterkritik entsteht“ von Fritz Mauthner (Eisenacher Tagespost 220).

„Gedanken über Kunst und Kritik“ von Reinhold Petting (Bl. f. Kunst, Düsseld. Morgenpost 1).

„Das Schauspiel mit Musik“ von Karl Röttger (ebenda).

„Das Konjunktur-Theater“ von Franz Servaes (Vol.-Ang. 444).

„Die Verheißung einer neuen Kunst in der katholischen Dichtung der Gegenwart“ von Willi Bernekohl (Tremonia 224).

„Drei Dramen des Leibes“ („Jaakobs Traum“, „Jeremias“, „Die Sendung Semaels“) von Felix Voigt (Tempel, Oberschlef. Landesztg. 1).

„Die sozialistische Bildungsarbeit“ von Richard Weimann (Borw. 473).

„Dichtkunst am Niederrhein“ (preisgekürnte Dichtungen zum Lobe des Niederrheins oder in Weseler Mundart) (Generalanz. Wesel 261).

zessen, die der Fixierung, Veröffentlichung und Verbreitung ihrer Erzeugnisse dienen. Wenn sich heute die Materie gegen solche Dienstleistungen sträubt, kann man sich da bei tieferer Betrachtung der Einsicht erwehren, als sei hier ein absolutes, metaphysisches Prinzip in Wirksamkeit, als sollte dem Geiste und seinen Anwälten die Last mangelhafter erfüllter Verantwortung zum Bewußtsein gebracht werden? Und hier ist auch der Weg zur Lösung vorgezeichnet. Wie ein Mensch um so freier ist, je verantwortungsvoller er lebt, so ist die wahre Freiheit des Geistes nicht seine scheinbare Überlegenheit über dem Stofflichen, die ihn lediglich frivol und frisch werden läßt, sondern der Einfach seiner Verantwortung.

Wie kein physiologisches Organ, das Gehirn, nicht bloß ein Organ des Denkens, sondern auch ein solches der Bewegung ist, wie es die vielfältigen Eindrücke, die ihm zugeführt werden, in ebenso viele Aktivitäten umsetzen soll, ist auch dem Bewußtsein die Aufgabe gestellt, dem Willen und nicht bloß dem Denken die Richtung zu weisen. Dies vermag es aber einzig und allein dann, wenn es den Ursprung aus der Wirklichkeit und den Zusammenhang mit ihr aufrecht erhält. Und dazu ist es erforderlich, daß der geistigen Inzucht ein Ende bereitet werde. Der Intellektuelle darf nicht mehr vom Intellekte, er muß vom Sein den Ausgang nehmen. Hätte er dieser innersten Notwendigkeit stets gehorcht, dann wäre uns die tiefste Befähigung der letzten Jahre erspart geblieben. Wir wären nicht Zeugen einer Geistigkeit gewesen, die den Weltkrieg zum Anlaß einer in alter und neuer Zeit unerreichten Phrasenbildung nahm und das fürchtbarste aller historischen Ereignisse zu einem eitlem Spiel leerer Begriffe entwürdigte; die zu haßigen vorgab, wo sie überhaupt konkreten Empfindens unfähig geworden war; die an einem sterbenden Geschlecht schmarrte, weil sie selbst des Todes wie des Lebens unfähig geworden war; und all das, weil sie sich der Menschheit, weil sie sich der Realität nicht mehr verpflichtet fühlte.“

Der Schwäbische Bund. I, 12. Paul Schmidt sinnt über die Möglichkeit eines neuen Stils und verweist dabei auf den russischen Einfluß:

„Es ist nicht abzusehen, welche fruchtbaren Kombinationen aus dieser inneren und geographischen Nachbarschaft junger und alter Völker entstehen können. Jedenfalls ist es heute schon unmöglich, die russische Kunst aus dem Wesen der unsrigen wegzubenten; Tolstoi dichtet in manchen, Dostojewski sieht fast allen jungen deutschen Epikern über die Achsel. Vielleicht ist Jean Paul der erste Vorläufer und Gestalter dieser neuen seelischen Kosmogonie. Hinter allen seinen Sentimentalitäten und Bürgerlichkeiten hört man doch den schwachen Flügelschlag der neuen Kunst, des neuen Menschen: dessen Liebe und Haß, dessen Hirn und Herz jenseits der Begriffe fühlt, denkt, dichtet, weil er alle umspannt; der einer ganzen verwirrenden Welt bedarf, um sich selbst zu suchen und zu finden; der sich entzweit und die Vereinigung vergeblich erstrebt; der seine Unendlichkeit entdeckt, aber damit zugleich die Form zerreißt; der aus den kleinen Dingen die Stimme seiner Seele zieht. Das Problem der neuen Kunst wird sein, den Weg zu einer Form zu finden, die unsere chaotische, begrifflich unfassbare Seele, von der wir tief überzeugt sind, aufnimmt, ohne sie zu zerstören. Deshalb werden technische, artistische Motive alten Stils dort, wo es sich um den tieferen Vorgang einer Formgebung handelt, keine besondere Rolle mehr spielen. Die Musik ist wegen ihrer Eigenschaft, die Formlosigkeit, Weite, Verdichtung des Gefühls fast ohne Vergewaltigung, ohne Transsubstantiation aufzunehmen, vielleicht die zukünftigste aller Künste. Neben ihr hat wohl das große Epos die bedeutendsten Ausichten und Möglichkeiten. Ansätze der neuen Form, des neuen Glaubens etwa bei Döblin und Adler, undeutlicher bei Hesse, Wassermann und Rilke. Keine Dichtform kann wie der Roman die ins Ungeheure angewachsene Breite des modernen Lebens, in welchem der einzelne Mensch eine gleichsam anonyme

Echo der Zeitschriften

Osterreichische Rundschau. LXIV, 6. In seinem Aufsatz „Inzucht des Geistes“ findet Oskar Ewald gute Worte über den geistigen Arbeiter:

„Ein geistiger Arbeiter sein, das heißt, ein Arbeiter im wahren Geiste sein, wofür dem Begriff sein wesentlicher Sinn gewahrt bleiben soll. Es heißt weiter: die Last der Verantwortung auf sich nehmen, die das höchste Kennzeichen geistigen Seins ist. Man erwäge, was es heißt, daß so viele Energien in Bewegung gesetzt werden, um es einem Menschen, um es einer Gruppe von Menschen zu ermöglichen, zu phantasieren und zu komponieren, zu forschen und zu schreiben, zu malen und zu dichten: von jenen manuellen und mechanischen Leistungen angefangen, die notwendig sind, um ihnen Nahrung, Bekleidung und Wohnung zu verschaffen, bis zu den vielfältigen Pro-

Rolle spielt (weshalb das Drama, mit Ausnahme vielleicht der Komödie, kaum ernsthaft in Betracht kommt), einfangen und bewältigen. Nicht mehr wie bisher, besonders fade und fatal in der expressivistischen Kunst, wird der Mensch nackt und schamlos seine Seele zeigen, Held und Gegenspieler sein; er wird seine Weltverdrängung vollziehen, grotesk und tragisch, nährisch und heldisch, sein eigener Spieler und Gegenspieler sein; aus den Ideen zurücktauchen in die unteilbare Wirklichkeit; nicht nur den Menschen: das breite Leben wie ohne Standpunkt verstehen, durchfühlen und gestalten, und erst aus dem Einklang des großen Chors der Dinge tönt seine Stimme, unendlich verstärkt.“

Die Aktion. X, 37/38. In seiner Studie über Verhaeren gibt A. Lunatscharski wertvollen Einblick in das Verhältnis des modernen Dichters zur Natur:

„Der primitive Dichter erfand nichts, er gebrauchte keine Metaphern: die ganze Natur war für ihn in Wirklichkeit lebendig. Der primitive Dichter war ein Animist.“

Mit der Zeit hat der Mensch diese Empfänglichkeit für die Natur eingebüßt. Allmählich wurde sie für ihn ein komplizierter Mechanismus, ein Ganzes, das von den Gesetzen des unfehlbaren Determinismus beherrscht wird...

Um diese Natur zu preisen, um sie zu besingen, braucht der moderne Dichter Metaphern, er gibt sich Mühe, wieder ein Kind zu werden, findet jedoch den beseelenden Hauch von früher nicht wieder.

Die Landschaft ist noch immer gleich schön geblieben. Aber welche Mühe, diese Schönheit zu empfangen, ohne zu dem Animismus Zuflucht zu nehmen, welcher jetzt künstlich und gemacht anmutet. Wären uns nicht noch die letzten Züge der primitiven Weltempfängnis geblieben, die Dichtung könnte nicht mehr bestehen. Wenn wir sagen, ein poetisches Bild, meinen wir ein seelisch bewegtes, animistisches Bild. Wir erlauben den Dichtern (in gewissen Stunden auch uns selber), von der Trauer der Sonnenuntergänge zu sprechen, von den Klagen des Windes, von dem Sieg des Lichtes... Aber sind denn nicht die abendlichen Wolkengebilde, das Heulen des Windes im Kamin, die das Dunkel durchbringenden Sonnenstrahlen, einfache Atomkombinationen und Ätherwellen? Der Dichter von heute ist Pessimist, sobald er ganz aufrichtig sein will. Was will man von ihm? Warum hat man ihn mitten in diesen Automatismus gesteckt, welcher ihn stumpfsinnig bedroht und ihn jeden Augenblick zermalmen kann?

Der Mensch ist sehr einsam in der Natur.“

Sozialistische Monatshefte. XXVI, 18/19. Unter der Überschrift „Der Sozialismus des geistigen Frankreichs“ bietet Paul Collin einen Überblick über die geistige Bewegung der letzten Jahrzehnte in Frankreich, in der der Dreyfusprozeß durchaus als entscheidende Krise gewertet wird. Daran schließt Colin die Betrachtung:

„Der Sieg des Dreyfusismus war ein Sieg gegen die Rechte gewesen, und infolgedessen mußte das ganze Staatswesen sich nun nach der andern Seite neigen. Das Ergebnis dieser Orientierung war unter anderm die Trennung von Kirche und Staat. Aber wenn von politischem Gesichtspunkt aus die Geistigen sich vorübergehend dem Optimismus überlassen zu dürfen glaubten, so hatten sie doch dreißig Jahre vorher ihr Vertrauen zu teuer bezahlt, als daß sie sich nun aufs neue in die Einsamkeit hätten zurückziehen können. Daher begannen sie jetzt das Problem nach allen Seiten zu umfassen, unter allgemeineren, nicht tagespolitischen Gesichtspunkten, wie es ihrer theoretischen und idealistischen Auffassung der Dinge und Verhältnisse auch mehr entsprach. Den einen war dabei der Internationalismus das Entscheidende, den andern das Soziale, die Verbundenheit mit den Ärmsten der Armen: dies vor allem Charles Louis Philippe.“

Das ist der Beginn der letzten Periode, in der wir jetzt leben; denn der Krieg hat unsere Arbeit nicht vernichtet, sondern sie im Gegenteil noch verstärkt.

Charles Louis Philippe ist tot, aber die, die ihn umgaben, haben während des Krieges ihre Ideen gegen die hartnäckigsten Angriffe verteidigt und den Kampf nach dem Frieden wieder aufgenommen, wie Léon Werth, der sein bester Schüler ist. Und der Internationalismus, von den Jungen stürmisch verkündet, hatte in Frankreich noch nie vorher eine so prachtvolle Mannschaft von Anhängern und Propagandisten. Entgegen aller Unterdrückung und ihr zum Trotz wird der Kampf mit äußerster Kraftanstrengung geführt und, wie ich zu sagen wage, mit unerhofftem Erfolg. Der geistige Sozialismus, der, nach der Tradition, von der ich zu Beginn meines Artikels sprach, um die Theoretiker eine bestimmte Atmosphäre schafft, ist kaum jemals so voll Kraft und Reichtum gewesen wie heute. Ich kann in diesem kurzen Abriß nicht alle seine Hilfskräfte und Kämpfe aufzählen. Ich möchte nur hervorheben, daß zahlreiche Schriftsteller, die der Krieg dahin führte, ihren revolutionären Gefühlen eine bestimmte Form zu geben, sich leidenschaftlich bemüht haben in sozialer Gesinnung für die Opfer des gegenwärtigen Regimes einzutreten. Henri Barbusse, Raymond Lefevre, Georges Duhamel, Charles Vildrac, Bailliant-Couturier, Roel Garnier, Roland Dorogels, Marcel Martinet, René d'Arcos, P. J. Jouwe widmeten sich treu dieser Aufgabe, während andere, wie Jules Romains und Léon Bazalgette, zusammen mit Rolland für die Idee der Völkerverbrüderung wirken.

So arbeitet, gegenüber einer Minderheit von Reaktionen und einer Handvoll hartnäckiger Neutralisten, die größte Zahl derer, die die französische Geistigkeit, den europäischen Geist darstellen, ohne Rückhalt oder Einschränkung für die Sache der Befreiung des Volkes und der Völker.“

Der Neue Merkur. IV, 6. Seine Betrachtungen „Prognose des Dadaismus“ schließt Otto Flake mit den Worten ab:

„Für mich persönlich ergibt sich eine eigentümliche und bereits öfter mißverstandene Stellung zum Dadaismus. Er ist mir sympathisch als Ansatz, als Polemik, als Orientierung. Er interessiert mich gar nicht, sobald ihm Hottentotus Selbstzweck wird. Ebenso verhält es sich mit seiner etwas ernsteren Schwester, der abstrakten Kunst. Sie ist der Anfang einer Kunst, die die endgültig verloren gegangene Religiosität durch die Transzendenz des Magischen ersetzen wird. Erinnern wir uns der Definition, daß das Menschliche zwischen dem Clown und dem Götz, der rapid überspringenden Simultanität und der Starre liegt: dieser Ortsbestimmung entsprechen Romantikermärchen, Maske, Puppe, die Welt E. T. A. Hoffmanns, Callot, Goya, die Groteske usw.“

Hinter diesem allen liegt die Idee einer neuen, das christliche Leid überwindenden Identität, worüber ich mich hier nicht verheißeln kann. Es genügt, zu erkennen, daß der Dadaismus nur eine der in diese Richtung drängenden Kräfte ist, und daß die Gesamtrichtung gewiß nicht mehr Dadaismus heißen wird. Der kluge Hülsenbed weiß, warum er bereits die freiwillig vollzogene Auflösung des dadaistischen Zirkels für möglich erklärt, denn angenommen, die Welt stürze mehr und mehr in das rotierende Gebilde Dadaismus, so wird sich nicht die Welt in Dada, sondern Dada in die Welt mit allen ihren Problemen und deren Ernst verwandeln. Das Schluß- und Abschiedsmanifest Hülsenbeds wird so sicher kommen wie, sagen wir, der Zusammenbruch des Widerlichsten, was es heute gibt, des französischen Imperialismus, und jedenfalls früher. Die paar Talente unter den Dadaisten werden rasch aus dem doch recht infantilen ersten Stadium ins Wesentliche hineinwachsen, der Rest der Gefolgschaft ist eine Schar von Literaturschieberrn, die mit der Schlaubert des Untalents die Gelegenheit benutzen, um ohne geistige Kosten zu arrivieren, oder sie sind junge Leute, die sich amüsieren, weil sie gemerkt haben, was für eine stupide Kuh die bürgerliche Presse ist, die gierig alle Taternachrichten über dadaistische Laten frisst — die Dadaisten fabrizieren diese Nachrichten in den Cafés

und sind die modernen Schalksnarren in der ersten Weltgeschichte.“

„3fte Goethe.“ Von Peter Panter (Die Weltbühne XVI, 39).

„Der ‚Maler Müller‘. Die Neubelebung eines Stürmers und Drängers.“ Von Ernst Leopold Stahl (Theaterzeitung der Staatlichen Bühnen Münchens I, 32).

„Briefe Jfflands an Kokebue.“ Herausg. und eingeleitet von Hermann Kienzl (Der neue Weg II, 17/18).

„Die Droste und das religiöse Erlebnis.“ Von Hans André (Die Seele II, 10).

„Annemariel Schulten. Tau ehren hundertsten Geburtstag am 16. September 1920.“ Von P. Koch (De Gebbom XXXVIII, 17/18).

„Totentanz von Adolf Fren.“ Von Anna Fierz (Wissen und Leben XIII, 20).

„Richard Dehmel.“ Von Hans Frand (Der Zuschauer II, 1).

„Kunstform von Gerhart Hauptmanns ‚Reher von Soana‘.“ Von Gertrud von Rüdiger (Zeitschrift für Deutschkunde XXXIV, 6).

„Zwei westfälische Dichter, Clara Rahja und Konrad Hoffschulte.“ Von Hermann Schönhoff (Niederachsen).

„Der Maler Hermann Hesse.“ Von Walter Ueber Wasser (Die Schweiz XXIV, 9).

„Über Dadaismus. I. Graf Kersetling und die Dadaisten oder Die neue Kritik.“ Von Leo Matthias (Der Neue Merkur IV, 6).

„Die Romane und Novellen Albrecht Schaeffers.“ Von Hans Benzmann (Neue Blätter für Kunst und Literatur III, 1).

„Der politische Dichter vom 9. November, Walter Hafenclever.“ Von Eduard Reimers (Die Grenzboten LXXIX, 37/38).

„Alfred Hein. Ein oberschlesischer Dichter.“ Von Maria Blümel (Die Bräute II, 36).

„Der Lyriker Kurt Heynke.“ Von Hans Gäßgen (Der Zuschauer II, 1).

„Die Götter Homers.“ Von Theodor Birt (Deutsche Rundschau XLVII, 1).

„Cézanne und Zola.“ Von Ambroise Vollard (Die weißen Blätter VII, 9).

„Prosper Mérimée. † 23. September 1870.“ Von Adolf Zauner (Allgemeine Zeitung München CXXIII, 37).

„Romain Rolland, der Dramatiker.“ Von Stefan Zweig (Der Merker XI, 17).

„Bacon—Shakespeare.“ Von Otto Koenig (Der Merker XI, 17).

„Rabindranath Tagore.“ Von Heinrich Meyer-Benfey (Die Christliche Welt XXXIV, 38).

„Tagore.“ Von Joseph Kliche (Die Neue Zeit XXXVIII, 24).

„Amit Hamfun. Gestalter und Gestalten.“ Von Robert Birt (Der Zuschauer II, 1).

„Das Gatten- und Elternlebens in Dostojewski.“ Von Karl Rözel (Vivos voco I, 11).

„Dramaturgische Rehereien.“ Von Fritz Ph. Bader (Das deutsche Drama III, 5).

„Das immer wieder mögliche Theater.“ Von Moritz Heimann (Das Tagebuch I, 36).

„Masse und Mythos.“ Von Max Adler (Die neue Schaubühne II, 9).

„Des Expressionismus Herbst und Winter.“ Von Kasimir Edschmid (Der Zwiebelstich XI, 1/6).

„Sprache.“ Von Hermann Hesse (Vivos voco I, 11).

„Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften.“ Von H. A. Korff (Zeitschrift für Deutschkunde XXXIV, 6).

„Das Leipziger Augurenkolleg und seine Tochtergründung.“ Von Kurt Martens (Der Zwiebelstich XI, 1/6).

„Die Braut von Korinth — eine visionäre Ballade.“ Von Georg Mayer (Preußische Jahrbücher CLXXXII, 1).

„Expressionismus und künstlerische Wahrhaftigkeit. Zur Kritik neuer Dichtung.“ Von T. Wiesengrund (Die neue Schaubühne II, 9).

Echo des Auslands

Englischer Brief

I

Unter den neuen Lyrikern wird Aldous Huxley sehr geschätzt. Dem Gedichte „Leda“ (Chatto and Windus, 5 s.) wird nicht nur hervorragende Eigenart und Meisterschaft im Technischen nachgerühmt, sondern man geht so weit, Huxley in seiner bildhaften Phantasie mit Marlowe und Keats zu vergleichen. Seine Verse werden als geradezu klassisch bezeichnet. Charakteristisch ist auch ein gewisser ironischer Einschlag. Seine Silberlingkraft geht aus folgender Probe hervor:

„One fierce frown
Rifted the clouds and he was looking down
Into a gulf of azure calm; the rack
Seethed round about tempestuously black;
But the god's eye could hold its angry thunders back.
There lay the world, down through the chasm'd blue,
Stretched out from edge to edge into his view;
And in the midst, bright as a summer's day
At breathless noon, the Mediterranean lay;
And Ocean round the world's dim fringes tossed
His glaucous waves in mist and distance lost;
And Pontus and the livid Caspian Sea
Stirred in their nightmare sleep uneasily!

The blue
Far hills and the faint fringes of the sky
Shimmered and pulsed in the heat uneasily,
And, hidden in the grass, cicadas shrill
Dizzied the air with ceaseless noise, until
A listener might wonder if they cried
In his own head or in the world outside.“

Von griechisch anmutender Schönheit sind die folgenden Zeilen:

„Farewell to love, and hail the long, slow pain
Of memory that backward turns to joy.
O, I have danced enough and enough sung,
My feet shall be still now and my voice mute;
Thine are these withered wreaths, this Lydian flute,
Cypris; I once was young.“

— R. V. Gales ist es gelungen, ohne Verkünstelung den Geist des mittelalterlichen Mystizismus festzuhalten, und hie und da taucht in seinen Gedächtnen die Erinnerung an Blake auf. „Skylark and Swallow“, sein neuester Band (erschienen bei Ersline Macdonald, 5 s.), zeichnet sich wieder durch wohlthuende natürliche Einfachheit und Keuschheit des Empfindens aus. Von den vielen schönen Gedächtnen sei das folgende charakteristische „A Prayer to Our Lady“ zitiert.

„Look kindly where poor people are,
Mary of Homes, keep trouble far.

Shelter beneath thy prayers' wings,
Mary of Roses, all young things.

Keep children, warm thro' winds and rains
Of cold nights, Mary of Counterpanes.

Send us high skies, blue days and fair,
Mary of Swallows, bless the air . . .

Paint lovers' days a rose-red hue,
Mary of Peacocks, green and blue.

All wandering men, abroad at night,
Mary of Candles, give them light . . .

Pray for me as I ring thy chimes,
In my poor belfry, Mary of Rhymes."

— Robert Graves „Country Sentiment“ (Verlag Martin Seder, 5 s.) enthält melodische Verse, die man gern liest wegen ihrer Zartheit und des oft leisen Humors; doch möchte man dem noch jungen Dichter für später etwas mehr Tiefe und echtes Gefühl wünschen. — Von dem „Poet Laureate“ Robert Bridges ist ein neuer Band „October and Other Poems“ (Heinemann, 5 s.) herausgekommen. Er zeigt einen Rückgang im Vergleich mit früheren Arbeiten, die Gedichte berühren steif und trocken wie der Titel. Das Buch enthält viel Gelegenheitspoesie auf Tagesereignisse. Man ist versucht, das Lob der englischen Kritiker für Ironie zu halten.

Auf dem Gebiete der Lyrik ist noch immer eine Überschwemmung durch Kriegsliteraten festzustellen. Die Neuerscheinungen rühren zum Teil von Heimkehrern her, die erst jetzt dazu kommen, sich zu sammeln und ihre Gedanken, Eindrücke und Empfindungen zu Papier zu bringen, zum Teil von Gefallenen, deren Verwandte sie aus Pietät drucken lassen. Besonders die letzten Werke Gefallener werden überschätzt. In diesen zum größten Teil mittelmäßigen Gedichten zeigt sich vielleicht die Wandlung im Thema am auffallendsten: keine begeisterten Schilderungen heroischer Taten mehr, wie in den ersten Kriegsjahren, sondern ein Übergang zu der Verherrlichung der geliebten, im Schützengraben schwer entbehrten Heimat, der beruhigenden englischen Landschaft mit ihren ewig wechselnden, unendlich zarten Pastelltönen; die große innerliche Freude an Blumen, Vögeln und Wolken kommt zum Ausdruck (siehe die unter dem Titel „Georgian Poetry“ im Verlage Poetry Bookshop erschienene Sammlung 1918—1919). Aber nur wenig von starker dichterischer Kraft und echter Begeisterung ist hervorzuheben. Gut gemeint ist „Magpies in Picardy“ (The Poetry Bookshop, 4 s.), das einzige Werk des gefallenen Captain Cameron Wilson, der früher Schulmeister war; aber es enthält wenig oder gar nichts von dauerndem Wert. Und man muß wohl Temperament und Gefühl den „Songs and Chanties“ von Miss C. Fox-Smith zubilligen (Ekin Matthews, 6 s.), einer Sammlung von Balladen, deren jede einem Kriegshelden gewidmet ist, ohne daß man vor eigentlichem Wert sprechen kann. John Middleton Murray gibt in dem Buch „Cinnamon and Angelica“, einem in Blankvers abgefaßten Gedicht, das er unrichtigerweise als Drama bezeichnet, zartempfundene Symbole des Krieges (erschiene bei Cobden Sanderson, 3 s. 6 d.). Sehr schön ist seine Betrachtung der Nacht:

„If there's a sound
It's but the breathing of the quiet earth,
That—and the poised spinning of the wheel
Of destiny; the low dirge of the moon
Laving the body unto burial
Of her night-balmed lover: the solemn speech
Of conclave oaks to their tall sister pines;
The tremulous beating of the wings of Love
Shut out from his creation.“

Zwei wertvolle Anthologien sind noch zu nennen: „A Treasury of Seventeenth Century English Verse“, ausgearbeitet und herausgegeben von H. J. Massingham (Macmillan and Co., 3 s. 6 d.); und „English Madrigal Verse (1588—1632)“, nach den Original-Liederbüchern von E. H. Fellowes mustergetreu zusammengestellt (Clarendon Press, 12 s. 6 d.).

Vornehmlich in den adeligen Kreisen Englands macht sich das Bestreben geltend, „Erinnerungen“ in Prosa festzuhalten. Der Büchermarkt ist von solchen, zumeist

wertlosen „Memoirs“ überschwemmt. Davon zu unterscheiden sind die Werke historischen und wissenschaftlichen Inhalts. General Sir Jan Hamilton (Verlag Arnold, 3 s. 6 d.) schreibt in seinem „Gallipoli Diary“ gut und unparteiisch über die Dardanellenkämpfe; das Buch soll keine Entschuldigung sein, ganz unumwunden werden darin die tatsächlichen Fehler eingestanden. — „Erasmus and Luther“ von R. S. Murray enthält eine gründliche wissenschaftliche Darstellung und berücksichtigt besonders das Verhältnis der beiden Männer zur Toleranz. — Bernard von Dieren ist in seinem Buch „Epstein“ (Verlag John Lane, 42 s.), das zahlreiche gute Abbildungen der Werke des bekannten englischen Bildhauers bietet, unnötig aggressiv gegen Publikum und Journalisten. Das Werk ist oft steif und schwer verständlich.

Von Interesse ist „The Letters of Henry James“ (Macmillan, 2 Bände, 36 s.), eine gute Auswahl der Briefe des Romanschriftstellers vom fünfundzwanzigsten Jahre bis zu seinem Tode. Die mit guten Einleitungen und Erklärungen versehenen Briefe bedeuten ein wertvolles Material für die bessere Kenntnis dieses Autors, der sich als recht einseitig enthielt. Er vermochte kein Interesse für andere Künste wie Malerei oder Skulptur aufzubringen. Politik berührte ihn nicht, und was Literatur betrifft, so las er Romane seiner Zeit, am liebsten solche ohne Tendenz. Seine Romane werden jetzt in monatlichen Zwischenräumen neu herausgegeben. — „Letters of Travel 1892 to 1913“ von Rudyard Kipling (ebenfalls bei Macmillan erschienen, 7 s. 6 d.) leiden an mancherlei Unvollkommenheiten, lesen sich aber spannend, ob Kipling nun von Kanada, Japan oder vom Sudan erzählt. Er behandelt darin alle Weltprobleme. Sein Patriotismus und seine glühende Bewunderung für kulturelle Arbeit in den Kolonien läßt ihn doch nicht die großen Gefahren jeder Fremdherrschaft übersehen. Für den als Imperialisten verschrienen Dichter ist die folgende Stelle bemerkenswert: „Es ist eine bittere, alte Erfahrung, daß, wenn man jemand etwas aufdrängt, was er sich nicht mühsam selbst erarbeitet hat, er und seine Nachkommen unfehlbar unsere erbitterten Feinde werden müssen.“ — Theodore Roosevelt's Letters to His Children“ (John Murray, 10 s. 6 d.) zeigen den bekannten Amerikaner als zärtlichen Vater, der seinen Kindern mehr ein guter Kamerad war. Die Politik wird nur selten darin berührt. — Arnold Bennett hat „Reisebriefe aus Holland“ geschrieben, das die Engländer im allgemeinen weniger als andere überseeische Länder kennen, und da das Reisen jetzt schwierig und teuer ist, werden solche Bücher gern gelesen. — „The Blue Guides“ die Findlay Muirhead im Verlage Macmillan herausgibt (16 s. pro Band) sind eine Folge des Krieges; die Presse begrüßt es, daß Großbritannien endlich seinen eigenen Baedeker bekommen hat, der von Engländern geschrieben und gedruckt wird.

Besonders hervorzuheben ist ferner „By Nile and Tigris“ von Sir E. A. Wallis Budge (Verlag John Murray, 63 s.). In zwei dicken Bänden beschreibt der Orientforscher seine Reisen von 1886 bis 1913 für das Britische Museum. Das Menschlich-Interessante an diesen wissenschaftlichen Büchern ist, daß Dr. Budge ganz offen erzählt, wie er die Altertumsstücke, die Eigentum des betreffenden Landes waren, geraubt und für das Britische Museum über die Grenze geschmuggelt hat. Er hat die fremden Behörden hinteres Licht geführt, die Beamten bestochen und überlistet, sie belogen und betrogen und ist oft dem Gefängnis nur durch sein unerschrockenes, unerschänktes Auftreten entgangen. Sein ganzes Trachten war auf Beute gerichtet. Im Auftrage des Britischen Museums (also mit öffentlichen Geldern) brachte er nach England, was nur zu fassen war. Er kaufte heimlich von Dieben, bezahlte die Eingeborenen, daß sie bei Nacht die Ausgrabungsstätten plünderten, half selbst mit Gräber ausrauben, Grabsteine stehlen und Hunderten von Mumien die Köpfe abschneiden zu wissenschaftlicher Untersuchung. Alte Schriften zerschchnitt er und schmuggelte sie zwischen Photographien

außer Landes. Wertvolle Schätze legte er in einen Sarg, mietete Klageweiber und Trauergesolge und ließ diesen „Leichenzug“ durch das Land nach Bagdad ziehen, wo sich sein Hauptdepot befand. Und all das tat er mit stolzem, freudigem Herzen zur Ehre Englands und zum Ruhm der Wissenschaft. — „An Encyclopaedia of Occultism“ von Lewis Spence (Kontledge) steht auf einem ziemlich niedrigen Niveau und bringt kaum etwas Neues.

In letzter Zeit kommen in Übersetzungen auch nordische Dichter oft zu Wort. Man kann allgemein feststellen, daß das große Interesse für slawische, besonders russische Literatur in England sich in das Interesse für die nordische Literatur wandelt. Eine Reihe von skandinavischen Schriftstellern ist lehtin übersetzt und viel gelesen worden, u. a. Knut Hamsuns „Growth of the Soil“ (Gyldenbal, 9 s.) und J. P. Jacobsens „Niels Lhnye“ und „Fra Maria Grube“. — Weiter ist der sechste Band „Treitshöles“, „History of Germany in the Nineteenth Century“ in der Übertragung von Eden und Cedar Paul erschienen (Jarroll, 15 s.). Die große Übersetzung wird nun bald vollendet sein, denn dieser Band enthält bereits drei Kapitel des letzten Bandes der deutschen Ausgabe. — Zuletzt sei Hegels „Philosophy of Fine Art“ in der mit Fußnoten versehenen verbienstvollen Übertragung F. B. P. Dsmastons erwähnt (vier Bände, bei Bell and Sons Ltd. herausgekommen, 25 s.). Es ist die erste Übersetzung dieses Wertes; Hegels Sprache hat große Schwierigkeiten verursacht; die Übertragung wird als gut gelungen begriff.

In vielen Aufschriften an die Tagesblätter beklagen sich die Leser, daß reiche Amerikaner alle wertvollen englischen Büchersammlungen aufkaufen, und verlangen ein Ausfuhrverbot. Die Amerikaner kaufen keineswegs aus literarischem Interesse, sondern zu Geschäftszwecken.

Von den sehr zahlreichen Romanen können nur einige genannt werden. Auf was für Ideen schriftstellernde Frauen kommen, die um jeden Preis originell sein wollen, zeigt das Buch „Seven Journeys“ von D. Flatan (Guthinson, 7 s. 6 d.). Die Verfasserin nimmt ein paar Menschen aus der Steinzeit, in der die erste Geschichte spielt, und schleppt sie durch sieben Verwandlungen, sieben Zeitalter und sieben Länder, wie Griechenland, Indien, Frankreich, Italien, China und England. Dabei wandeln sich nicht nur ihre moralischen Eigenschaften, sondern auch ihr Geschlecht in einer solch erstaunlichen Vielfältigkeit, daß der verwirrte Leser nur noch an denselben Namen und wenigen Charakteristiken die Steinzeitvorfahren erkennt. — „Old Wine in New Bottles“ von Elinor Wordaunt (Guthinson, 6 s. 9 d.) enthält die Geschichte von Cain und Abel, David und Uriah, Simson und Delilah usw. in moderner Gewandung nicht ohne Talent erzählt. Die Begebenheiten spielen auf Madagaskar, auf hoher See, in Irland, Melbourne. In allen Variationen wird die Idee behandelt, daß alle Verbrechen der Liebe zu Frauen entspringen. — „Harvest“, der letzte Roman der unlängst verstorbenen Mrs. Humphry Ward (erschienen bei Collins, 7 s. 6 d.) ist eine unglückhafte, schlechte Liebesgeschichte.

Eine lustige und unterhaltende, aber ebenfalls nicht sehr tiefe Liebesgeschichte liegt in des Iren St. John G. Ervine jüngsten Roman „The Foolish Lovers“ (Collins, 7 s. 6 d.) vor. — „Mrs. Warren's Daughter“ aus der Feder des Gelehrten und Forschers Sir Harry Johnston, der sich jetzt auch auf den Roman verlegt, soll eine Art Fortsetzung von G. Bernard Shaws Stück „Mrs. Warren's Profession“ sein. Vivien Warren als Suffragette will Abvolatin werden, um die Vorrechte der Männer öffentlich bekämpfen zu können. Zu diesem Zweck verkleidet sie sich als Mann mit den Papieren eines in Afrika gefallenen Soldaten (!) Dann entstehen allerhand abenteuerliche Verwicklungen. Endlich landet Vivien in Brüssel und wird uns dort während der deutschen Besetzung gezeigt. Selbsttötend schließt das Werk mit ihrer glücklichen Heirat. — R. B. Cunningham-Grames, bisher Spezialist in russischen Angelegenheiten, erzählt in „The Caballero“ das Leben und die Wunder eines brasilianischen Mystikers,

Antonio Conselheiro (bei Heinemann herausgekommen, 15 s.). — Nachdem Eden Hillpotts in „Evander“ einen Ausflug ins Phantastische, zu den alten Göttern nach Griechenland gemacht hat, was etwas Abwechslung und Unterhaltung in sein eintöniges Schaffen brachte, kehrt er in dem neuen Buch „Miser's Money“ (Heinemann, 7 s. 6 d.), zu den bekannten Typen Dartmoors (in Westengland) zurück, dessen Landschaft und Menschen er kaum noch eine neue Seite abzugewinnen weiß. — In „An Imperfect Mother“ (Collins, 7 s. 6 d.) ist es dem Erzähler J. D. Beresford nicht gelungen, die Gestalt der Mutter glaubhaft zu machen. Alles erscheint konstruiert, und auch der Sohn zeigt wenig Eigenart. — Bei Hodder and Stoughton sind nummehr die gesammelten Werke des Amerikaners D. Henry erschienen (siebzehn Bände zu 6 s.). Die zweihunderteinundfünfzig in Slang verfaßten Geschichten hat er im Laufe von acht Jahren geschrieben, und die Kritik erklärt, daß jede gut und ordentlich ausgearbeitet sei. Er schildert das Leben der neuyorker Straße, der kleinen Leute, oft gutmütig-sentimental, oft zynisch, aber immer voll guter, liebevoller Laune. D. Henry war ein armer Teufel, er mußte „interessante Geschichten von sechs Ellen Länge“ für neuyorker Blätter schreiben. Jeden Montagmorgen schickte sein Verleger einen Boten, um die wöchentliche Geschichte abzuholen, worauf regelmäßig die Antwort kam: „Gerade habe ich sie zu schreiben angefangen, und Sie können mir fünfzig Dollar Vorschuß senden.“ — Bemerkenswert ist der Roman Sir Rabinbranath Tagores „The Home and the World“ (Macmillan and Co., 6 s.). Der Held und die Heldin sind der Philosoph Nikhil und seine junge Frau Bimala. Das Glück ihrer Ehe wird durch europäische Gedanken über Frauenemanzipation gestört, und zwar wünscht der ernste Gatte selbst, seine Frau mit der großen Welt bekannt zu machen. Dadurch tritt Bimala mit dem Revolutionär Sandip in Berührung, der Kraft und Gewalt verkörpert. Er bringt Bimala unter seinen Einfluß, hauptsächlich, weil ihr Mann reich ist. Dieser weigert sich aus philosophischen Gründen, seine Frau zu schützen. Bimala stiehlt schließlich ihrem Mann Geld für die nationalistischen Zwecke Sandips. Ein Aufruhr entsteht. Bei dem Versuch, das Haus eines Freundes zu schützen, wird Nikhil tödlich verletzt. Das Buch ist natürlich für Indier geschrieben. — Endlich ist über zwei neue Bände aus der Feder John Galsworthys zu berichten und die Besprechung eines dritten Buches nachzutragen. Der neue Roman „Saint's Progress“ (Heinemann, 7 s. 6 d.) setzt sich mit dem Moloch Krieg auseinander. Edward Pierston, ein englischer Geistlicher, ein durchaus gütiger, lebenswerter Mensch, aber ein Träumer, der zu wenig realen Boden unter den Füßen hat und das Leben aus seinem engen Gesichtswinkel heraus betrachtet, muß den Zusammenbruch zahlloser Illusionen und gewissermaßen die Entgötterung seiner Welt und Familie erleben. Seine noch ganz junge Tochter Noel verliebt sich in einen jungen Offizier, der an die Front geht und fällt. Als Noel sein Kind zur Welt bringt, gerät Pierston eine Zeitlang in Konflikt mit sich selbst und seiner Gemeinde. Rein stofflich genommen, hat das Werk einen verhältnismäßigen Abschluß; aber Pierston ist nicht viel weiser geworden, er kann sich jedoch nicht mehr der Erkenntnis verschließen, daß der Glaube der Menschheit durch den Krieg eine furchtbare Erschütterung erfahren hat. Der neue Roman ist wieder sehr charakteristisch für die teils liebevolle, teils ingrimmige Ironie Galsworthys, für sein schönes, großes, alles begreifende und erkennende Verstehen und besonders für seine Verneinung eines zukünftigen Lebens. — Der neu erschienene Band „Tatterdemalion“ (ebenfalls von Heinemann verlegt, 7 s. 6 d.) ist eine Sammlung von Skizzen und Erzählungen, teils aus der Kriegszeit, teils aus Friedenszeiten. Sie werden durch das Zitat aus Chaucer „Gentillesse cometh fro' God allone“ eingeleitet, und unter diesem Zeichen stehen sie. Zu den stärksten Erzählungen des Dichters gehört „Defeat“: Eine deutsche Prostituierte in London wirft einem britischen Soldaten seine Banknoten zerfetzt hin, und als sie

den Jubel über einen englischen Sieg vernimmt, stimmt sie „Die Wacht am Rhein“ an. „Dereat“ ist von Galsworthy dramatisiert und als Einakter mit starker Wirkung aufgeführt worden. Von den vielen poetischen Sachen, die das Buch enthält, ist „Buttercup Night“ eine der dichterisch vollendetsten Stücken, die Galsworthy bisher gelungen sind. Das ist das Sonderbare an dem großen Epiker in ihm: er verquidt strenge, unerbittliche Wirklichkeit mit einer oft wundervollen Poesie, mit einer hingehauchten Zartheit. Er vermag durch seine Wucht zu erdrücken, und fast gleichzeitig ringt sich der Schönheitsjücker in ihm durch und läßt ihn herrliche Bilder finden. — Nachzutragen ist die Erwähnung des Essaiabandes „Another Sheaf“ (eine Fortsetzung von „A Sheaf“), der interessante Aufsätze über Galsworthys Eindrücke in Frankreich (1916—17), über das Verhältnis zwischen Amerikanern und Briten, Engländern und Russen (dieser Aufsatz ist ganz vortrefflich), das Drama in England und Amerika, die Landfrage im Inselreich und endlich eine Reihe von „Grotesken“ enthält. Galsworthy verbrachte während des Krieges eine Zeitlang als Krankenpfleger in Frankreich und hielt zahlreiche Vorträge in den Vereinigten Staaten.

Thomas Hardy, von Beruf Architekt, der von vielen Engländern als der bedeutendste Epiker Großbritanniens angesehen wird — ob mit Recht, bleibe dahingestellt —, hat seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert und von seinen zahlreichen Verehrern viele Sympathiebeweise empfangen. Hardy, ein großer Pessimist, ist jedenfalls ein ausgezeichnete Erzähler, der in großen und in kleinen Formaten Bedeutendes geleistet hat. Er hat mutige Bekennerromane geschrieben zu einer Zeit, da eine realistische Behandlung von Liebesproblemen in England verfehmt war. Von vielen wird er auch als Lyriker verehrt. Auch als Dramatiker hat Hardy sich betätigt. Obwohl er die Welt bereift hat, spielen alle seine Romane in seiner anmutigen Heimat Wessex, was eine gewisse Eintönigkeit verursacht; als Landschaftler und Schilderer steht er nichtsdestoweniger auf sehr bedeutender Höhe. Zu seinen hervorragendsten Werken sind „The Trumpet Major“, „Under the Greenwood Tree“, „Far from the Madding Crowd“ und besonders „Tess of the D'Urbervilles“ und „Jude the Obscure“ zu zählen.

Anlässlich des fünfzigsten Todestages Charles Dickens' wurde in der englischen Presse konstatiert, daß Dickens in England, Amerika und auf dem Kontinent heute noch genau so viel gelesen wird wie ehemals. Er ist in alle Sprachen, auch ins Japanische und Chinesische übersetzt worden. In Holland wird er noch heute am meisten gelesen, und besonders bevorzugt ist dort „Pickwick“. Seine ersten Verleger waren Chapman and Hall; heute hat fast jeder Verleger Dickens herausgegeben und macht gute Geschäfte. Während des Krieges sind alle seine Bücher in Blindenschrift erschienen, und seine zahllosen Verehrer haben ein Charles-Dickens-Heim für blinde Soldaten gegründet, um des Dichters Andenken zu ehren.

II

Auf dem Gebiete des Dramas wird von vielen Seiten eine rege Tätigkeit entfaltet. Was während des Krieges zurückgehalten wurde, scheint sich jetzt mit Macht emporzubringen. Unter den mannigfaltigen Bestrebungen zur Wiederbelebung des niedergegangenen britischen Dramas sind diejenigen hervorzuheben, die dem modernen Schauspiel gelten, und eine ganze Reihe von löblichen Experimenten, oft mit recht einfachen aber künstlerischen Mitteln, ist festzustellen, während andererseits Freilichtaufführungen im londoner Hyde Park und auf der Hampstead Heath und Darstellungen der Klassiker gepflegt werden. In dem volkstümlichen Vorstadtheater „Old Vic“ sind nahezu zweihundert Aufführungen von fünfzehn Shakespearestücken zu verzeichnen. Am letzten Abend des Shakespeare-Zyklus spielte man die besten Szenen aus allen Stücken nacheinander. Die Saison zeichnet sich überhaupt durch großen Wagemut, Abwechslung und zahlreiche Premieren aus. Nicht gerade zum Vorteil der londoner Bühne werden sehr viele

französische Stücke aufgeführt, die für den englischen Geschmack bearbeitet sind. Sie sind um kein Haar besser als die geschmacklose englische Durchschnittsware, die an den führenden londoner Westendtheatern noch immer Orgien feiert und durchweg auf den Ton der Komödie und der Farce gestimmt ist. Als Beispiel diene „Mon père avait raison“ von Sacha Guitry. Ein Sohn erzählt seinem Vater von seiner unglücklichen Ehe. Der Vater seinerseits berichtet von seinen schlechten Erfahrungen mit seiner Frau und bedauert, daß die Söhne nie auf die Ratsschläge der Väter hören, bis es zu spät ist. Schließlich kommt der zehnjährige Enkel herein, und dessen Vater wünscht sich, daß es ihm gelingen möge, sein Kind vor dem gleichen Fehltritt zu bewahren. — Manche englischen Autoren bemühen sich mit besonderem Ehrgeiz um derartige Dramen, ja sie schreiben Stücke mit französischen Charakteren und Milieu. Oft genug gastieren Schauspieler und Schauspielerinnen aus Frankreich, und der König und die Königin wohnen solchen Aufführungen bei. Bezeichnend für das Genre ist „Madame Sand“ von Ph. Moeller, am Duke of York's Theatre aufgeführt. George Sand hatte die Hauptrolle, daneben traten auf Alfred de Musset, Heinrich Heine, Liszt, Chopin. In dem Stück wurde das Lächerliche der verschiedenen Lieben von George Sand betont.

Daß man sich um Theaterprobleme bemüht, allerdings in einer für unsere Begriffe etwas altmodischen, zahmen Weise, zeigen folgende Bücher: „The Contemporary Drama of England“ von Thomas H. Dickinson (Murray, 7 s. 6 d.), „Problems of the Playwright“ von Cl. Hamilton (Allen and Unwin, 7 s. 6 d.) und „Problems of the Actor“ von Louis Calvert (Simplin, Marshall and Co., 7 s.). Das erste Buch gibt eine Geschichte des englischen Dramas und kritisiert mit viel Geduld den heutigen Stand. Als Heilmittel empfiehlt der Verfasser mehr Phantastie an Stelle kalter Logik; die beiden anderen Bücher legen besonders großen Wert auf die Technik, wobei Hamilton ein wenig zuviel des Guten leistet.

Von den Versuchen der Freilichtaufführungen sind diejenigen der „League of Art“ hervorzuheben. U. a. fand im Hyde Park am schönen Serpentine-Teich eine Aufführung der Oper „Dido and Aeneas“ (von Purcell?) statt, ohne daß das Publikum etwas zu bezahlen hatte. Im Chor befanden sich mehrere hundert Stimmen. Die Darsteller erschienen in antiken Kostümen. Nach den Zeitungsberichten war die Aufführung ein großer Erfolg. Derselbe Versuch wurde vor einigen Jahren in Norfolk gemacht. Starke Beifall fand auch Shakespeares „Zähmung der Widerspenstigen“ in derartigen Kostümen. Auf der Hampstead Heath wurde ein Pfingstspiel aufgeführt.

Die „St. Martin-in-the-Fields Players“ sind ein Verein von Schauspielern und Schauspielerinnen, welche die mittelalterliche Verbindung von Kirche und Theater wieder herstellen wollen. Vortäufig soll die Aufführung von Stücken mit ethischen Ideen in einem möglichst einfachen Rahmen in Gemeindepaläusen erfolgen. Später hofft man, ein eigenes Theater bauen zu können. Man will nicht engherzig sein und Shakespeare neben den besten modernen Autoren aufführen. Im londoner Ostend soll sich viel ernstes und lebhaftes Interesse für gutes Theater zeigen, im Gegensatz zum reichen Westend, das sich an losen Komödien ergötzt. Und für die arme Bevölkerung will der Verein in erster Linie spielen. Man begann mit John Massells Einakter „The Locked Chest“, dann kam eine Bearbeitung von Tolstois „What Men Live by“ (drei kurze Szenen). — Das „Independent Theatre“ begann seine Saison mit George Bernard Shaws Einakter „The Dark Lady of the Sonnets“ und einem in der Idee interessanten, in der Ausführung weniger hervorragenden Einakter des Iren Lord Dunsany „The Glittering Gate“. — Ohne rechten Grund hat die sonst verblühende „Stage Society“ Henry James' Jugendarbeit „The Reprobate“, die teils Posse, teils Komödie von herzlich geringer Bedeutung ist, ausgegraben. — Die gleiche Vereinigung nahm die Aufführung deutscher Autoren wieder auf, indem

sie Georg Kaisers „From Morn to Midnight“ („Von Morgen bis Mitternacht“) in der Übersetzung Ashley Dukes' herausbrachte; das Werk machte, wie die londoner Blätter berichten, wenig Eindruck. — Gogols „Government Inspector“ („Der Revisor“) war bereits vor einigen Jahren von der „Stage Society“ dargestellt worden. Am Duke of York's Theatre hat ihn der jüdische Schauspieler Maurice Moscovitch, der bereits als Shylock im „Kaufmann von Venedig“ großen Erfolg hatte, in einer neuen Übertragung aufgeführt. Moscovitch war in der Hauptrolle „so russisch wie möglich“. Das von Kritik und Publikum als altmodisch abgelehnte Werk verschwand bald vom Spielplan. — Am „Holborn Empire“ wurde die „Medea“ des Euripides gegeben, ohne daß die Aufführung befriedigte. — Die „Dramatic Society“ spielte am Prince of Wales Theatre die beiden poetischen Stücke „Sacrifice“ und „Chitra“ von Rabindranath Tagore ohne Szenerie, nur mit zwei dunklen Vorhängen links und rechts. Die Wirkung wird als sehr stark geschildert.

Es ist bereits erwähnt worden, daß die meisten Westendtheater noch immer den landläufigen Schund spielen. L. R. Parkers Komödie „Summertime“ am Royalty Theatre mag man noch hinnehmen, sie ist aber für das Genre bezeichnend: Vier australische junge Damen bestreiten vier Junggefallen aus Westengland mit gutem Esen, hübschen Kleidern und schönen Redensarten und am Schluß heiraten selbstredend alle vier Paare. — Noch immer werden Regiestücke aufgeführt. Ein wahres Prachtwerk dieser Art scheint nach den Kritiken „Tiger! Tiger!“ von Edward Bloch (früher Knoblauch und Knobloch) zu sein. Es reicht bis in das verhängnisvolle Jahr 1914 zurück. Elise Couper, ein junges, reiches Parlamentsmitglied verabschiedet sich an der Straßenecke von einem jungen Mädchen, das sich weber entschließen kann, ihn zu heiraten, noch ihn zu verlassen. Unmittelbar danach springt der „Tiger“ ihn an in Gestalt eines Mädchens namens Sally. Sie begleitet ihn auf sein Zimmer, bleibt genau eine halbe Stunde und besucht ihn jeden Dienstagabend. Selbstredend passiert nichts, denn die beiden sind „Seelengefährten“. Sie beeinflusst seine Politik, überredet ihn, nicht an die Front zu gehen und das Whiskytrinken aufzugeben. Eines Tages erfährt er, daß sein „Tiger“ nicht aus dem geheimnisvollen Urwald kommt, sondern schnurstracks aus — der Küche. Die Entdeckung, daß die „Seelengefährtin“ eine Köchin ist, läßt ihn sich wieder dem Whisky ergeben. Er verflucht sie, zieht in den Krieg und wird umgebracht. Ein boshafter Kritiker bemerkte, daß dieses Stück den Niedergang des englischen Parlamentarismus erklärtlich mache. — Was für naive Melodramen noch immer gespielt werden, zeigt z. B. folgendes Stück: Ein junger Engländer wird von seinem Vater verstoßen und geht nach New York, wo er verkommt. Schließlich lernt er ein reines Ballett- und Chormädchen kennen, das sich voll Entrüstung weigert, seine Geliebte zu werden. Der junge Mann sinkt tiefer und tiefer, bis wir ihn in einer Opiumhöhle in China wiederfinden. Hier trifft er — o Wunder! — jene Choristin, die aus Verzweiflung darüber, daß er sie verlassen hatte, auch hierher geraten ist, aber noch immer ihre Reinheit bewahrt hat. Der junge Mensch gerät in solche Wut und Verzweiflung darüber, daß er nun auch noch an dem Unglück dieses Engels schuld trägt, daß er sie erwürgt. In einer „prachtvollen“ Szene liegt sie quer über dem Tisch mit herabhängendem Kopf, die schwarzen Haare über dem Gesicht. Plötzlich steht sie wieder auf — sie war noch nicht tot — und beide geloben sich ewige Treue und schwören, daß sie jetzt Schritt für Schritt ein besseres Leben beginnen werden.

Dagegen ist ein seltsames Stück des bekannten Schotten James M. Barrie, „Mary Rose“, hervorzuheben, dessen Deutung man, wie ein londoner Blatt schreibt, am liebsten jedem Zuschauer selbst überläßt. Auf einer Zauberinsel der Hebriden vernahm Mary Rose mit zehn Jahren zum erstenmal die „Verufung“. Sie verschwand für einen Monat und als sie zu ihren Eltern zurückkehrte, glaubte sie nur eine Stunde fortgewesen zu sein. Als sie zum zweitenmal den

Ruf hört, verläßt sie ihren Gatten und das zweijährige Söhnchen. Sie kehrt nach fünfundzwanzig Jahren zurück und glaubt, es sei ein Tag gewesen. Sie versteht nicht, warum die Eltern und ihr Mann alte Leute sind. Sie selbst ist jung und schön geblieben. In der seltsamen fassungslosen Verwirrung eines Kindes, das die Welt nicht begreift, wandert ihr Blick durch das Zimmer, in dem sie ihr Kind schlafend verließ. Ihr Junge ist schon längst nach Australien fortgegangen. Kurz danach stirbt sie und wird begraben. Aber sie kehrt zurück in das jetzt leere, verlassene Haus, das sie immer wieder suchend durchwandert. Sucht sie ihren Knaben? Eines Tages kommt ein großer, rauher Soldat, um die Stätte seiner Kindheit zu besuchen. Sie erkennt ihn nicht. Sie vergaß, wonach sie suchte. Der Mann spricht liebevoll mit ihr und tröstet sie. Da hört sie zum drittenmal die „Stimme“ und geht fort. — Das Stück soll eine ganz merkwürdige rührende Wirkung üben. Die Frau und Mutter, die im Herzen ein Kind geblieben ist, die immer etwas sucht, was sie lieben möchte und doch nicht weiß, was sie eigentlich sucht, wird als eine Bereicherung der Erscheinungen auf der modernen Bühne begrüßt. — Von John Galsworthy ist im Verlage Dudworth and Co. ein neuer (der vierte) Band Dramen erschienen (5 s.). Er enthält die bereits während des Krieges aufgeführten beiden Stücke „A Bit o' Love“ und „The Foundations“, auf die in nächsten Brief zurückzukommen sein wird, und „The Skin Game“, eine dreifaktige Tragikomödie, deren londoner Erstaufführung einen tiefen Eindruck hinterließ und die bereits seit Monaten mit großem Erfolg gespielt wird. Schon der Eindruck der Lektüre ist ein sehr starker, das Werk wirkt noch weit wuchtiger und niederschmetternder als „Strife“ („Kampf“) und „Justice“ („Justiz“). „Skin Game“ bedeutet etwa: Kampf bis aufs Messer. Ähnlich wie in „Strife“ sind zwei aufs äußerste gereizte Gegner einander gegenübergestellt: der konservative Country-Gentleman Mr. Hillcrist aus dem milderen Süden Englands und der rücksichtslose Industrielle Mr. Hornblower aus dem rauhen Norden. Hornblowers Interessen erbeischen es, Hillcrist aus seinem Besitz zu drängen. Er ist in der Wahl seiner Mittel nicht gerade wählerisch, aber dazu mehr oder weniger getrieben worden, denn die Hillcrist's wollten ihn nicht neben sich aufkommen lassen. Nicht zum mindesten trägt die ablehnende Prüderie von Hillcrist's Gattin dazu bei. Hornblower bietet ein Kompromiß an, es wird jedoch verworfen. Nun beginnt ein Kampf bis aufs Messer zwischen den beiden um ein Besitztum Hillcrist's, dessen Erwerbung ihn mehr oder weniger in Hornblowers Hände liefern würde. Schon steht Hornblower als Sieger da, als Mrs. Hillcrist einen vernichtenden Streich führt: sie deckt auf, daß Hornblowers Schwiegertochter Chloe vor ihrer Ehe einen höchst unehrenhaften Verus ausübte. Um zu verhindern, daß dieses entsetzliche Geheimnis, von dessen Existenz Hornblower bis dahin nichts wußte, aller Welt bekannt werde, verzichtet er auf das von ihm erkämpfte Besitztum und räumt Hillcrist den Platz, nachdem Chloe zuvor einen Selbstmordversuch machte. Die beiden Gegner scheiden unverfehmt. Hillcrist bleibt zwar als Sieger auf dem Plan, hat aber von dem Sieg keine Freude. Gegen Willen und Gewissen mußte er, der von dem Ideal des Gentleman ganz ehrlich durchdrungen ist, tief in den Morast hinabsteigen. Es nützt eben nichts, der Streit bespricht mit Schmutz, man kann der beste Mensch sein und dabei doch nicht rein bleiben. In dem Stück bekämpfen einander zwei Engländer, doch kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß Hillcrist Großbritanniens, Hornblower Deutschlands Rolle im Kriege symbolisiert. In seiner edlen warmen Menschlichkeit und prachtvollen Unparteilichkeit, wie sie in solcher Art nur Galsworthy aufzubieten imstande ist, wächst dieses Werk weit über den Begriff „Kriegsjud“ hinaus, es packt rein menschlich. Was „The Skin Game“ sagt, wird Geltung haben, solange die Menschen bleiben, wie sie sind.

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Der Glasberg. Roman einer Jugend, die hinauf wollte.

Von Bruno Wille. Berlin 1920, Ullstein & Co. 521 S.

Da Bruno Wille eine Gemeinde hat, die sich seit vielen Jahren um ihn schart, so dürfte es an Freude nicht fehlen, die diesen Verehrern bereitet wird. Und da es der Roman einer Jugend ist, die hinauf wollte, ein Stück seines eigenen Lebens, Dichtung und Wahrheit, ein Streifen Schwabenland, ein Quentchen berliner Sozialismus aus seinen Anfängen und eine Dosis Resignation enthält, wird er in seinem Kreise mehr Leser als bloß Lobende haben. Ich muß gestehen: dies Stück seines Lebens schien mir fünf-hunderteinundzwanzig Seiten nicht wert. Merkwürdig, was man im Alter für wichtig hält, um der Nachwelt zu hinterlassen. Aber schließlich ist es auch eine Erleichterung für die Literaturgeschichte, die von Bruno Wille in fünfzig Jahren etwas wissen will, besonders, da in diesem Roman viel mit gesperrtem Druck gearbeitet wird. Ich sage offen: ein Leben muß gewaltiger sein, als daß man dichtet!

Sei kein Laternle du, das seinen Schimmer
Auf dunkle Pfade wirft — und nach ihm hascht!
Gib's auf, o Narrle! Draußen wird ja nimmer,
Was innen glimmt, als Beute überrascht (S. 520.)

Laternle? Narrle? Man wird mir zugeben, daß der Dadaismus sirsusfern von dieser Strophe ist. Der Glasberg ist es auch von der Kunst.

Berlin

Guido R. Brand

Gier. Erzählung. Von Alfred Goltfar. Leipzig, Wien, Zürich 1920, E. P. Tal & Co. 144 S.

Glück in der bekannten kleinsten (aber unhygienischen) Hütte: fleißiger Kaufmann, geliebte lungenkrante Frau, süßes rosiges Kind. Rehrseite der Medaille: heftige Gier nach Geld und Gold. Die Frau muß sterben, weil seine Gier den Aufenthalt im Süden nicht bezahlen will; das Kind muß unter einen Lastwagen kommen, weil seine Gier die Wartefrau nicht bezahlen will; er selbst muß elendiglich zugrunde gehen, weil die fatale Gier ihm den letzten Verstandesrest nimmt. Sehr traurig und gewiß recht peinlich für den, dem's jußt passiert, aber wenn es — auf hundert-fünfzig oder dreihundert Seiten schwarz auf weiß gedruckt — mich packen soll, dann müssen andere Vorbedingungen erfüllt sein. Wenn nicht, so ist mir Leben und Sterben des gierigen Lorenz Stätte völlig Sekuba! Die erste Vorbedingung heißt: es müssen die wählenden Hände eines Künstlers Leben gestalten, nicht rasch zufriedene Finger eines Dilettanten blind drauf los schreiben. Und die zweite: es muß Notwendigkeit, tief innere Glaubwürdigkeit alles Geschehen verknüpfen, nicht jedes Malheur und jede Wonne am Faden gutgemeinter Gefühle baumeln. Ach — es gäbe noch eine ganze Reihe weiterer Vorbedingungen, aber wenn diese zwei schon fehlen, dann ist Hopfen und Malz verloren!

München

E. A. Greenen

Bordell. Ein infernalischer Roman in fünf Sprüngen. Von Curt Corrinth. Berlin 1920, Japho-Verlag. 250 S. M. 8,— (10,—).

Als Curt Corrinth merkte, daß das liebe Publikum ihm seine Visionen vom Potsdamer Platz willig aus der Hand fraß, machte er es wie die Schulbuben mit dem vielgeärgerten Zeichenlehrer: er ging fröhlich grinsend einen Schritt weiter und probierte, ob es den „infernalischen Roman in fünf Sprüngen“ vielleicht auch noch schluden würde. Eine todsichere Spekulaton, wenn man das Niveau edler Leser kennt, denen Curt Corrinth aus der — sagen

wir einmal: Seele spricht, deren Herzenswünsche er treulich erfüllt; todsicher auch, solange Kritiker, von Heidenangst befallen, den letzten Anschluß zu verpassen, in dieser gerissenen, auf kaltem Wege destillierten Ekstase noch Leidenschaft, Impuls und Schöpferwillen zu sehen vermeinen. Ans löbliche Vergnügen des „épater le bourgeois“ verschwendet Curt Corrinth viel Kraft und Zeit, doch traurig wenig Geist und Überlegenheit. Die angeblich vorhandene grandiose Schamlosigkeit würde man lächelnd quittieren, aber die ganz sicher vorhandene katastrophale Geschmacklosigkeit — die ist viel schlimmer und letzten Endes der Grund, daß man achselzuckend weitergeht.

München

E. A. Greenen

Salomons Schwiegertochter. Roman. Von Felix Hollaender. Berlin, Ullstein & Co 380 S.

Zwei Schicksale gehen in diesem nicht aufregenden, doch nachdenklichen Buch ineinander. Das ist einmal das Schicksal des jungen defakenten Arthur Salomon, der eine Christin heiratet (— oder vielmehr von ihr geheiratet wird —) und an diesem für ihn zu starken Erlebnis zerbricht. Und es ist ferner das Schicksal der jungen, prachtvoll unruhen Frau, die durch den gütigen und geraden Schwiegervater zum vollen Menschenbewußtsein gelangt, sodaß sie seelisch viel inniger mit dem alten, als mit dem jungen Salomon zusammenhängt. Und doch gibt es, selbst nach Arthurs Tode und dem etwas gewaltsam herbeigeführten Ende der unerträglich starren Schwiegermutter, keine Möglichkeit einer Vereinigung zwischen dem Alten und seiner christlichen Schwiegertochter. Hier blüht im Verborgenen ein winziges Stück Tragik. Am wenigsten dagegen interessiert, — weil zu typisch und wiederholt —, die Figur Arthurs, von der der Vater zu der jungen Witwe sagt: „Ob du es gewollt hast oder nicht, — durch dich allein hat er einmal in seinem armen Dasein sich gehoben gefühlt. So eine Art von Rausch war über ihn gekommen, hatte ihn bis zum Rande angefüllt, daß das Gefäß zuletzt überlaufen mußte.“ Das ist sehr billige Weisheit; und psychologisch ist es kein Problem, als welches Hollaender den Fall doch behandelt. Über diese Leere kann auch die gelegentlich sehr feine Milieuzeichnung, besonders etwa die Schilderung der jüdisch patriarchalischen Verhältnisse nicht hinwegtäuschen, in welche die junge „Goite“ mit allzu betonter Verstandesschärfe eintritt. — Hollaender hat einen Roman geschrieben, wie sie heute immer noch Mode sind. Wem, — außer dem Verfasser und seinem Verleger —, ist im Grunde damit gebient?

Berlin

Hans Lehmer

Der Wanderer ins Nichts. Roman. Von Friedrich Frefka. München 1920, Georg Müller. 355 S.

Friedrich Frefkas neues prosaisches Werk zeigt wieder den formsicheren, stilgewandten Erzähler und feinnervigen Psychologen.

In den Tagen, da Spartakus die Herrschaft über Berlin und das umliegende Deutschland sich erzwingen wollte, begegnet der Dichter seinem früheren feldgrauen Kameraden Robert Harring, dem Offizier im Stahlhelm und Führer einer Reichswehrabteilung, der bald darauf verwundet wird. Er besucht ihn im Lazarett und erhält einige Zeit später von dem einer Operation erlegenen Freunde die Aufzeichnungen aus dessen letzten Jahren vor dem großen Kriege. Es ist die Geschichte eines Menschen, der, leidend „am Verlorensein in der Zeit“, freiwillig die Wanderung ins Nichts antreten will. Sein Tischbekannter bringt ihn in die Gesellschaft Comfort. Mit der Schärfe und Bestimmtheit eines Träumers — Träume sind scharf unruhig und verschwimmen nur in der sie nachschaffenden Erinnerung — sind die nun folgenden, zu einem harmonischen Ganzen geformten Episoden erzählt, mit einer Leichtigkeit, die zum Glauben selbst des Unmöglichsten zwingt. Und von Dingen hören wir, die unserer Schulweisheit ganz anders bekannt sind. Harrings ergebener

Diener P., die verschiedenen Frauentypen, alle teils studien-, teils bequemiichtheits halber Mitglieder der geheimnisumhüllten Gesellschaft Comfort mit ihrem geradezu mystischen Direktor Dr. Hat van Merlen, alle sind lebenswahr hingestellt in die übersättigte Vorkriegszeit und geben gleichzeitig ein Kulturbild dieser durch und durch mit Krankheitsfermenten durchsehten Lage.

Den Weg des Robert Harring mit all seinen wirklichen und scheinbaren Hemmnissen zu verfolgen, ist ungemein interessant, aber das wahre Mitleben mit dem Wanderer ins Nichts beginnt erst in dem Augenblick, da ihn der Krieg vor der gänzlichen Vereisung seines Selbst rettet und zum Menschen macht. Er wird ein guter Soldat, ein treuer Kamerad und ein begeisterter Führer, dem die Waffe zum Werkzeug seines Lebens geworden wäre, wenn nicht der Tod, damals von ihm so lässig gesucht, im Lazarett ihn überrascht und so das Problem der Euthanasie gelöst hätte.

Was er mit den Aufzeichnungen wollte, sagt uns Fressa selbst in der Einleitung: „Mir will es fast erscheinen, als spiegelte sein (Harrings) Leben noch mehr, die materielle Überfülle, die in ganz Deutschland vor dem Kriege herrschte und uns mit einer gewissen Gefühls- und Gemütsrohheit begabte. Wir waren das sachlichste Volk dieser Erde geworden, wir waren im Begriff, alles zu versachlichen, und rühmten uns dieser Eigenschaft. Der Krieg und die ihm entwachsende Revolution zeigte uns, daß über der Sachlichkeit Menschlichkeit stünde, Kämpfertum für Gedanken und Ideen.“

Berlin

Hans Sturm

Die Himmelsstürmer. Eine Erzählung. Von Franz Klische. Barmen 1920, Verlag des Westdeutschen Jünglingsbundes N. G. 141 S. Geb. M. 15,—.

Wann habe ich doch dieses Buch gelesen? — Ich glaube, es war vor etwa fünfzig Jahren — aber es können auch schon fünfundsiebzig seitdem verlossen sein, da las ich es an einem lauen Sommertag in einer Gaisblattlaube und schlief darüber ein. Dann habe ich es vor vierzig Jahren noch einmal gelesen, genau daselbe Buch und es roch schon ein bißchen muffig — dann lange Zeit nicht mehr. Vor ein paar Tagen fiel es mir wiederum in die Hände; ich las und mußte auf den Kalender schauen, um mich zu vergewissern, daß wir 1920 schreiben. Es war alles, alles beim alten geblieben... wie einst im Mat! Nur der Preis war inzwischen auf 15 M. hinaufgeklüffert, und das war wohl das einzige Neue an diesen Himmelsstürmern, das war 1920! Hunderteinundvierzig Seiten und dafür fünfzehn Mat! — die wuppertaler Brüder vom Westdeutschen Jünglingsbund verstehen jedenfalls zu rechnen und haben, in diesem einen Punkte, ihre Zeit verstanden. Im übrigen: 1850!

München

E. A. Greenen

Die große Frau. Von Heinz von Lichberg. Darmstadt, Schölin-Verlag. 235 S.

Diese „Kleinigkeiten aus dem Leben einiger Menschen“ sind ganz verflucht reizvolle Auseinandersetzungen aus der betriebjamen Umwelt erotisch-merkantiler Beziehungen. Begehrlich parfümierter Humbug, penetrant ergötzliche Niederträchtigkeiten, niedliche Bestialitäten werden hier zwischen Briefzeilen und Inhaltsüberschriften überaus netzlich abgehandelt. Die räuberische Dirnenhaftigkeit des Weibes wird zu Brausepulver zerrieben in einer pikanten Limonade kredenzt, aus Schmutz, wucherischer Ausbeutung, unverschämtem Verbrechen ein scharmantem Novellchen gedeckelt. Jergendwie, vielleicht in der Form, vielleicht in der spielerischen Verulkung anrüchiger Probleme, wird man bei dem Büchlein Lichbergs an Rahlbergs „Nixchen“ erinnert. Aber die geistreiche Grazie, mit der die Arithmetik der Geschlechter hier neuerdings auf eine einfache Formel gebracht wird, ist unäbändig vergnüglich.

Prag

Paul Leppin

Gottesferne. Roman. Von Walter Bloem. 1. Bd. Leipzig-Zürich 1920, Grethlein & Co. 400 S. M. 18,— (27,50).

Heiß, wie das blinkt und kullert, Morgensterne, Sichel, Spieße und Kurzschwerte saufen, brennendes Pech und Steine von der Feste regnen: Ein würzburger Bischof ringt um des Volkes Gunst mit Steuern und Zöllen. Denn die Kasse ist leer. (Siehe Gegenwart.) Aber die Zünftler und Werkler ließen sich dies nicht gefallen: Sturm und Belagerung, Ausfälle, Schlachten und Morden, zwischen durch eine interne Revolution und eine verlogene Liebesgeschichte: Bloem hat sich ins Mittelalter geflüchtet, um einen besseren Krieg als 1914/18 zu erleben. Ja, die Konjunktur war schlecht, um so mehr kann man in den Dunkelheiten des Mittelalters wüten: „Seint muß Blut fließen, Pfaffenblut“. Man muß eine gewaltige Dosis Gutmütigkeit besitzen, um nach dem entsetzlichen Wirrsal eines grauenhaften Krieges diesen Kittsch in sich aufzunehmen. Man muß ein reiches Quantum von Verantwortungslosigkeit besitzen, um einen solchen Roman zu schreiben. Man müßte ein Verbot erlassen... Aber alle Gartenlaubener werden entzückt sein über diesen neuen Roman des männlichen Wotho. Heil Walter Bloem, Heil!

Berlin

Guido R. Brand

Alle Wege zu dir selber. Novellen. Von Kurt Frieberger. Wien-Berlin 1920, Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H. 183 S.

In sechs Novellen sucht der Verfasser, neues Licht auf ein ewig unerschöpfliches Kapitel der „comédie humaine“ zu werfen: es sind diese „Wege zu dir selber“ — wie sich das Buch mit etwas preziösem Titel nach einem vorausgeschickten Gedicht nennt — lauter Liebesgeschichten, elegisch und weich in der Stimmung, mit melancholischem Unterton, und sie erzählen von Enttäuschungen und Schmerzen, die in den Beziehungen der Geschlechter nicht ausbleiben, aber auch von milder Versöhnung durch die ältere Generation. Zweimal wird das gleiche Motiv, nur wenig verschieden, behandelt: die Rettung einer Frau, deren Liebesglück Folgen gehabt hat. Die „Novelle mit dem Barsoi“ gipfelt in der — nicht ganz neuen — Pointe, die die unglückliche junge Frau erlebt: daß die Männer untreu sind, der Hund aber seiner Herrin die Treue hält. (Bei Ernst Hardt im „Tantris der Narr“ ist es umgekehrt der Mann, der solche Erfahrung macht.) Sämtliche Novellen sind gut und gefällig erzählt, wenn auch nicht gerade neuer Inhalt in neue Formen gegossen ist; nach echter Novellenart münden sie in einer überraschenden Schlußwendung, dem „Fallen“.

Frankfurt am Main

Georg Schott

Im Chelmer Land. Von W. St. Reymont. Einzige berechtigte Übertragung von Jean Paul von Ardeschah. Berlin, Otto Drener. 165 S. M. 3,75.

Ein Werk nicht des Dichters, sondern des Publizisten und polnischen Patrioten. Den Dichter spürt man nur in einzelnen Schilderungen und hier und da in einem kleinen charakterisierenden Zug. Es handelt sich um die Leiden der katholischen Bevölkerung der Provinz Chelm unter der Russenherrschaft. Grauenhafte Bilder, die tief erschüttern und empören; man spürt aber doch hin und wieder etwas wie tendenziöse Mache. Der Streit um Chelm, das Russen und Polen für sich beanspruchen, ist nicht so leicht zu entscheiden, — es sei denn, daß man die ukrainische Bauernbevölkerung dieses Ländchens als das anerkennt, was sie tatsächlich ist: einen sowohl von Russen als Polen verschiedenen Volksstamm, der ein Recht auf nationale Autonomie hat. Und das tut Reymont ebensowenig, wie die von ihm — mit vollem Recht — angegriffene alte russische Regierung. Für ihn existieren nur die konfessionellen Gegensätze der Zeit vor dem Weltkriege, nicht die nationalen, wie sie jetzt, nach der Wiederherstellung des selbständigen Polenstaates, immer schärfer zutage treten.

Leipzig

Arthur Luther

Die Jungfrau. Von Voltaire. Deutsche Bearbeitung von Curt Mored. Hannover, Zweemann-Verlag. 223 S.

Im Nachwort dieser Neuausgabe wird gesagt, daß Voltaires freche Verspottung der Jungfrau von Orleans in der Zerstörung des Heldenbegriffs durch die Schärfe frivolen Witzes die größten Satiren der Weltbücherei weit übertriffe. Das ist etwas lähm. Der Heldenbegriff wird kaum berührt. Als Satire mangelt dem Werk jede Schlagkraft. Beweis: Die Heldenverehrung der Jeanne d'Arc wurzelt noch heute tief im französischen Volk. Dieses Buch ist zu matt und zu schwach, als daß es ihr hätte etwas anhaben können. Auch eine durchschlagende Komik fehlt dem Buch. Es hat nur Bedeutung als Libertinage mit einigen Anzüglichkeiten auf die Hofgesellschaft Ludwigs XIV. Aber auch diese Anspielungen sind wirkungslos. „La Pucelle“ ist nichts anderes als eine pitante Unterhaltung. Da in dem Gedicht Damen und Herren mit stupider Monotonie einander in die Arme fallen, wird diese Parodie von „La Pucelle“ vielleicht in unserem Zeitalter der erotischen Literatur viele Leser finden. In Voltaires Lebenswerk stellt diese Gelegenheitsdichtung etwas ganz Belangloses dar. Die Übertragung ist gut.

Berlin

Otto Grautoff

Satiren. Von Michail Saltykow-Estschedrin. München 1920, Verlag „Der neue Merkur“.

Dieses Buch ist soeben in der vorzüglichsten Übersetzung von Fega Frisch im Verlag „Der neue Merkur“, München, herausgekommen. Unter den zahlreichen Büchern, die jetzt deutsch erscheinen, ist nicht gerade jedes dessen wert: für Saltykow-Estschedrin war es hohe Zeit, daß man ihn in dem Deutschland kennen lernte, welches seit so langem für drei, vier seiner noch berühmteren Zeitgenossen schwärmt. Aus den zwölf Bänden, daraus nur ein Roman, „Die Herren Golowjew“, übersetzt sind, ist die Wahl sehr glücklich auf die „Satiren“ gefallen. Dasjenige Ruskland, das zu existieren aufgehört hat, wird in diesen Skizzen ungeheuer lebendig. Und während Saltykow-Estschedrin es schildert und geißelt, tritt er an die Seite der „russischen Revolutionäre von oben“, wie sie damals maßgebend waren, der Herzen, Krapotkin, Tolstoi und anderer.

Es gab wohl selten eine Zeit, so geeignet wie die unsrige, sich in das zu vertiefen, was dieser russische Swift auch uns zu sagen hat.

Göttingen

Lou Andreas-Salomé

Verschiedenes

München. Die Lebensgeschichte einer Stadt. (Grundlagen einer objektiven Philosophie. III. Teil. Von Raoul S. Francé. München 1920. Hugo Brudmann. 346 S.)

Die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik, den sie auf das ganze materielle Leben der Erde gewannen, noch mehr der innere Zusammenhang, in dem sie mit dem tiefsten Wollen der Zeit standen, brachte es mit sich, daß ihre Methoden und Anschauungsformen auch auf die Menschengeschichte übertragen wurden, so daß man schließlich vergaß, daß hier Charaktere und Schicksal, nicht Gesetze das Bestimmende sind. Es konnte nicht anders sein, als daß diese unorganische und unwesentliche Übertragung unfruchtbar blieb. Was fruchtbar war, das war der Gedanke, die Menschengeschichte mit der Erdgeschichte zu verknüpfen und darüber hinaus noch in die kosmische Geschichte hinüberzutreten. Ernsthaftige Versuche dazu aber waren fast nie unternommen worden.

Nun kommt dieses Buch, das in seinem Titel so bescheiden nur von einer Stadt redet, und gibt wirklich kosmische Geschichte. Das heißt, es zeigt, wie jeder Fleck dieser Erde in jedem Augenblick seines wechselvollen Daseins, von dem Gesamtzustand des irdischen Balles und von Zuständen des ganzen Systems abhängig ist, und wie ein und dieselbe Stelle sich danach gestaltet und umgestaltet,

halb Meer und halb Gebirge, halb Steppe und halb Gletscher wird, und wie unaufhörlich und rastlos Geschiebe sich über jeden Punkt der Erde hinwälzen. Es zeigt ferner, wie alles Leben in dieselben Zusammenhänge verstrickt ist, und wie demgemäß auch der Mensch nicht aus ihnen gelöst zu werden vermag.

Gerade weil sich Francé auf eine einzige Stadt beschränken will, gelingt ihm das Konkrete: darzustellen, welche Beziehungen der Erde und des Menschen denn nun wirklich einheitlich gestaltend auf alles Leben, damit auch auf das menschliche, wirken, und in welcher Art. Zu diesem Zwecke häuft er Berge von Tatsachen und Theorien, wohl auch von Hypothesen, und vielleicht wäre es ratsamer gewesen, hier weniger zu geben, denn der Laie, für den das Buch denn doch wohl gemeint ist, ertrinkt in dieser Unzahl von Einzelheiten, und es wird schwer, die leitenden Gedanken darin klar zu erkennen. Aber es ist begreiflich, daß der Verfasser seine Gedanken aus dem Material selbst hervorbauen wollte. Vielleicht wird es ihm bei einer späteren Auflage möglich sein, mehr Rücksicht auf den Leser zu nehmen.

Mir haben sich als Hauptresultate des Buches die folgenden ergeben — ohne daß ich damit sagen möchte, daß man nicht etwa noch andere herauslesen könnte. Dieselben großen Beziehungen, welche den Boden Münchens gestaltet haben, haben auch die Pflanzen- und Tierbesiedlung dieses Bodens, die vorgeschichtliche Menschenbesiedlung, endlich seine Kulturentwicklung bestimmt. Und zwar stehen da immer und überall die Alpen und der Nordosten im Vordergrund. Wie der Boden infolge aller geologischen Umwälzungen, die über ihn hingingen, schließlich fünf Typen zeigt: Schotter, Mlurium, Lehm, Moor und subalpine Gestaltung, so wachsen darauf auch fünf Floratypen: Fichtenwald und Heide, Eichen- und Buchenwald und Wiese, Auen, Moore, subalpine Flora. Und genau so sind in der münchener Bevölkerung, nach den Stadtbezirken, welche sich auf Grund der Bodengestaltung ergeben haben, auch wiederum fünf Menschentypen zu unterscheiden: der Schottermensch auf den Schottermassen, der Lehmmensch (die Giesinger) auf dem Lehmboden, der homo alpinus im Pfargebiet, der Moormensch auf dem Moorboden, schließlich der Fremde auf den schlechten Bodenresten (Schwabing). Und wiederum gehen parallel die Entwicklungen der Pflanzen- und der Menscheneinwohner in den einzelnen geologischen Epochen: Im Präglazial herrscht die autochthone Flora und der eingeborene Neandertaler. Zur Zeit der Vereisung findet dort und da Abwanderung nach Westen und Osten statt, da der Süden versperrt ist. Dann entwickelt sich im Süden eine selbständige Flora, und gleichzeitig wandert der homo mediterraneus, der Hallstätter, ein. Vom zentralasiatischen Hochland kommt eine alpine Flora und der Typ des homo alpinus. Im Interglazial mischen sich die drei vorhandenen Floratypen, aus dem Norden und Nordosten wandert die paläarktische Flora ein und wird herrschend; ebenso kommt der homo europaeus, die Crö-Magnonrasse, und setzt sich herrschend fest. Im Postglazial hat die paläarktische die ursprüngliche Flora aufgelassen, sie ergänzt sich aus dem Norden und Nordosten, im Süden wird sie durch die mediterrane und durch die alpine Flora bereichert. Parallel damit: die Crö-Magnonrasse folgt die Neandertaler auf, ergänzt sich durch Zuschübe aus dem Norden und Nordosten; im Südosten wird sie durch den homo mediterraneus, im Süden durch den homo alpinus bereichert. In der Gegenwart endlich findet auf beiden Gebieten Mischung der Typen statt, wobei der alpine Bestandteil stark hervortritt und fortwährende Zuwanderung vom Norden statthat.

In dieser klaren und übersichtlichen Zusammenstellung wirken die Tatsachen und ihre Parallelität erschütternd. Noch interessanter für den Laien aber wird das Buch dort, wo es auf die Kultur Münchens eingeht. Da sieht man, wie die Straßenzüge Wien-Paris und Berlin-Italien von Urzeiten bis heute für die Stadt schicksalvoll waren. Man

sieht, wie die ganze Eingemeindungspolitik mit den geologisch geschaffenen Bodenverhältnissen zusammenhängt, wie z. B. die Lehminsel Soltn und die Mooringel Johanneskirchen erfolgreichen Widerstand gegen die Eingemeindung geleistet haben. Wie das organisch gewachsene Mündchen sich streng auf die Schottermassen beschränkte, und wie erst der Weltverkehr in den Sechzigerjahren zur Einbeziehung der Lehmvorstädte Giesing, Haidhausen, Berg am Lain und des alpinen Talkirchen führte. Im Schottergebiet, der Altstadt, ist das Gewerbe zu Hause, im Lehnggebiet Ziegelei und Gärtnerei, im alpinen Südwinkel die Holzindustrie, die Moorbauern sind Torfhändler und Fuhrleute. Die aus dem Norden eingewanderte Intelligenz wohnt auch im Schwabinger Nordviertel. Früher unterschieden sich diese Typen auch durch ihre Trachten, noch heute sprechen sie gesonderte Dialekte. Als Beispiel sei erwähnt, daß der Schottermannsch grüabi sagt, wo der Lehmmensch zünftig oder zern verwendet (für „gemütlich“ etwa). Ganz ähnliche Verhältnisse beherrschen die Baugeschichte.

Es würde sehr weit führen, wenn man die Resultate des Buches auch nur in einer Übersicht ausschöpfen wollte. Ich möchte darum nur noch sagen, daß ich mich durch seine Lektüre bereichert, meinen Horizont erweitert gefühlt habe, und daß ich die tröstliche Gewißheit bekam, daß über die Geschichte einer Stadt denn doch andere Gewalten als Magistrate, Stadträte und Polizeidirektionen herrschen. Dieselben Gewalten, die aus den sturmvolten Weiten des Raumes und aus dem dumpfen Gesang der Gletscherwasser zu uns reden. Eines allerdings geht in dieses Buch nicht ein: die Erkenntnis, daß mit dem Menschen die Macht in die Geschichte tritt, die über den Erdbzustand hinaus in eine zeit- und raumlose Gemeinschaft strebt.

M ü n c h e n

L u d w i g G o r m

Lassalle. Eine politische Biographie. Von Hermann Dnden. 3. Aufl. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 534 S. M. 20.— (24.—).

Von Dndens rühmlich bekannter Lassallebiographie ist jetzt eine dritte neu durchgearbeitete und erweiterte Auflage erschienen. Leben und Entwicklungsgang des großen Agitators, der die ersten Grundlagen zur deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei gelegt, vor allem (wie der Nebentitel „Eine politische Biographie“ ankündigt) seine politischen Pläne und Ziele haben noch in keinem andern Werke ein gleich umfassendes ins Einzelne gehendes und doch überall durch den Ausblick auf allgemeine historische Perspektiven belebte Darstellung gefunden. Bei aller historischen Objektivität zieht sich doch eine deutlich erkennbare Stellungnahme des Autors durch das ganze Buch hindurch. Eine Stellungnahme, die, bei der Gewissenhaftigkeit, mit der er sich hütet, ihr zuliebe die Tatsachen umzubiegen, auch wenn man diesen seinen Standpunkt für verfehlt hält, dem Wert und Interesse, die das Werk besitzt, nicht Abbruch tut.

Als Angelpunkt, um welchen sich seit länger als einem halben Jahrhundert die deutsche Geschichte bewegt, gilt dem Verfasser die nationale und die soziale Frage. Der Gedanke einer sich wechselvoll fördernden Vereinigung nationaler, auf Erhaltung deutscher Volksmachtstellung abzielender Strebungen mit sozialen und demokratischen Tendenzen schwebt Dnden als eine ideale Lösung vor, die zum Schaden der gesamten deutschen Kulturentwicklung durch die Zuspitzung der Gegensätze verhindert worden sei. In der Art, wie Lassalle, anknüpfend an gewisse Traditionen der deutschen idealistischen Philosophie (Fichte und Hegel) von der hohen, dem engen Klasseninteresse privilegierter Schichten entrückten Aufgabe des Staates zu den Arbeitern gesprochen, in der Art, wie er die Arbeiterbewegung zugleich zu einem Hebel deutscher Einheitsbestrebungen zu machen dachte, sieht er gewisse Ansätze einer solchen Zusammenfassung sozialer und nationaler Tendenzen, Ansätze, welche (dieser Hoffnung spricht er in dem abschließenden Abschnitt „historische Perspektive“ aus) die spätere Entwicklung einft erneuern werde.

Aber es ist nicht einzusehen, warum nicht eben sowohl auch der Marxismus, in dessen internationalem Bekenntnis Dnden einen Gegensatz zu jenem von Lassalle vertretenen Standpunkt erblickt, bei aller unverjöhlichen Feindschaft gegen eine sich nationalitisch gebärende, mit sinnloser Verblendung in die furchtbare Katastrophe des Weltkrieges hineintaumelnde Regierungspolitik heute unter gänzlich veränderter Konstellation der Verhältnisse und einer wirklich demokratischen Verfassung eine ebenso lebendige Empfindung für Aufrechterhaltung und Bewahrung lebensnotwendiger nationaler Bedingungen befehlen sollte. Jedenfalls hat doch der Internationalismus von Marx und Engels, wie ihr Briefwechsel, ihre Aufsätze in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ und andere Äußerungen zeigen, sie gegen die Bedeutung nationaler Fragen niemals gleichgültig gemacht. Was ja auch mit dem realistisch-ökonomischen Grundzug ihrer ganzen Geschichtsauffassung von vornherein nicht vereinbar gewesen wäre. Jedes Bewußtwerden neuer Ziele hat eine leicht begreifliche Neigung, dieselben in schroff zugespitzter Einseitigkeit zu proklamieren, als schlossen sie alles andere aus. Das starke Hervortreten dieses Zuges vor allem in dem stürmisch genialen kommunistischen Manifest von 1848 macht es von vornherein unmöglich, einzelne der dort mit unterlaufenden Wendungen, wie beispielsweise, daß die Arbeiter kein Vaterland besitzen, oder daß die Arbeiterschaft keine Ideale (sondern nur Klasseninteressen) zu verwirklichen habe, beim Wort zu nehmen. Die zeitliche Bedingtheit derartiger, durch Formulierung schlagender Kontraste mächtig aufrüttelnder Flammenworte liegt auf der Hand. Die beiden konnten sich darüber auf die Dauer selbst am allerwenigsten täuschen. So weist Marx in seinem „Kapital“, was zu der von ihm und Engels im „Kommunistischen Manifest“ als unabwendbar bezeichneten Verelendungstendenz des Kapitalismus im offenkundigsten Gegensatz steht, nachdrücklichst auf die „physische und moralische Wiedergeburt der englischen Fabrikarbeiter“ hin, die durch die gesetzliche Beschränkung des Arbeitstages inmitten einer rapid fortschreitenden kapitalistischen Entwicklung erzielt worden sei; und Engels hat in seiner wenige Monate vor dem Tode geschriebenen Einleitung zur Neuauflage von Marx' „Klassenkämpfen in Frankreich“ im Hinblick auf die unaufhaltsamen friedlichen Fortschritte der sozialistischen Arbeiterbewegung in Deutschland den in früheren Jahren von ihm und Marx oft verkündeten Glauben an die Notwendigkeit gewalttätiger revolutionärer sozialer Umgestaltung, wie überhaupt dem Wunderglauben an die Gewalt eine berühmt gewordene Absage erteilt. Und ebenso liegt ein vernünftiger Nationalismus, der, grundsätzlich auf eine partitische Lösung internationaler Streitigkeiten eingestellt, im äußersten Notfalle, böswillig frevelhafter Vergewaltigung durch fremde Mächte, der Pflicht der Gegenwehr, auch der bewaffneten, sich bewußt ist, durchaus im Geist und Sinne des Marxismus. Will man Marx und Engels in dieser Hinsicht kritisieren, so wäre ihnen in früheren Perioden, wie die Haltung der „Neuen Rheinischen Zeitung“ im Revolutionsjahr beweist, viel weniger ein Übersetzen nationaler Interessen zum Vorwurf zu machen, als eine mit ihrem damaligen revolutionären Gweltglauben in enger Verbindung stehende Begünstigung der kriegerischen Tendenzen in Europa. Doch sind das alles längst abgestoßene Rudimente, die sich aus der nachwirkenden Tradition der großen französischen Revolutions- und Kriessära erklären.

Der marxische Internationalismus zielt auf eine Verständigung und ein Zusammenwirken der Arbeiterbewegung in den verschiedenen Kulturländern und in seiner entwickelten Gestalt darüber hinaus auf die Herstellung rechtlich vernünftiger Verhältnisse der Staaten zueinander, auf die Beseitigung militaristischer Gweltspolitik ab. Er steht im Rahmen dieser seiner Allgemeinauffassung einer vernünftigen nationalen Interessen mit vernünftigen Mitteln verfolgenden Politik ebensowenig gegensätzlich gegenüber wie die lassallesche Denkart, deren von Hegel und Fichte entlehnte ideologische Elemente, nach dem schrecklichen Erwachen aus

den Träumen eitler nationaler Selbstbepiegelung, heut noch viel weniger Wirkungskraft als jemals früher besitzen dürften.

Für einen Neu-Lassalleanismus, auf dessen Kommen Unden Hoffnungen setzt, fehlen aus diesem Grunde schon die Vorbedingungen. Nicht aber für einen engeren Zusammenschluß nationaler und sozialer Interessen in der deutschen Arbeiterpartei, die die ihr durch den Zusammenbruch des alten Regimes eventuell zufallende Führerrolle natürlich nur behaupten kann, wenn sie weitwichtig und energisch die Vertretung des Klasseninteresses mit der allgemeinen kulturell gesellschaftlicher Interessen zu verbinden weiß, aus dem Chaos blind egoistischer Streites, in dem sich jetzt das Volk zerfleischt, einen neuen Bürger- und Gemeingeist wecken kann, der sich zum Wohl der Allgemeinheit den Geboten, die dasselbe stellt, willig unterwirft.

Charlottenburg Conrad Schmidt

Kautsky der Historiker. Das Grünbuch Karl Kautskys „Wie der Weltkrieg entstand“ im Lichte der Kautsky-Akten. Eine kritische Untersuchung von Hans F. Helmolt. Charlottenburg 1920, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. 119 S. 8°.

Man erinnert sich des Aufsehens, das im letzten Dezember die Broschüre von Karl Kautsky „Wie der Weltkrieg entstand“ als kritische Würdigung des Inhalts der amtlichen, von Kautsky selbst vorbereiteten Sammlung der deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch erregte, zumal Auszüge aus der Broschüre im Auslande bereits veröffentlicht wurden, ehe die Materialsammlung selbst vorlag. Kautskys Arbeit stellte die volle und uneingeschränkte Schuld der deutschen Machthaber von 1914 an dem Ausbruch des Krieges fest; sie überging geistlich alle in den amtlichen Urkunden enthaltenen entlastenden Punkte, steigerte und vergrößerte die belastenden Umstände, besonders die viel berufenen Randbemerkungen des Kaisers, und setzte Deutschland vor der öffentlichen Meinung des Auslandes auf Grund dieser zum erstenmal in aller Vollständigkeit zusammengetragenen deutschen amtlichen Aktenstücke, wie es schien, endgültig ins Unrecht. Gegen Kautskys Verfahren, sowohl seine Loyalität bei der vorzeitigen Veröffentlichung seiner Schrift, als auch gegen die Art seiner Heranziehung und Verwertung des amtlichen Aktenmaterials, hat sich sofort scharfer und entschiedener Widerspruch erhoben. Die innere Unhaltbarkeit seiner Schlussfolgerungen in gründlicher Nachprüfung erwiesen zu haben, ist das Verdienst Hans F. Helmolt's. Seine Gegenchrift, noch im Laufe des Dezembers fertiggestellt, sollte schon Anfang 1920 erscheinen, ist aber durch die bekannten buchtechnischen Nöte ein volles Halbjahr verzögert worden. Dieser bedauerlichen Umstand nimmt dem Büchlein aber nicht im geringsten den Wert, den es als willkommene Ergänzung zu Helmolt's im *GE XXII*, 1084 angezeigtem Werk „Ein Vierteljahrhundert Weltgeschichte“ und seiner schon im ersten Kriegsjahre erschienenen „Geheimen Vorgeschichte des Weltkrieges“ für sich in Anspruch nehmen darf. Denn die Schrift beschränkt sich nicht darauf, die fadenscheinige Beweisführung Kautskys in eingehender Prüfung und ändernder Kritik in ihrer ganzen Armseligkeit und Blöße zu enthüllen und die „moralische und politische Brunnenvergiftung“ ins Licht zu stellen, mit der der Verfasser „nicht bloß dem deutschen Ansehen, sondern im höheren Grade sich selbst geschadet hat.“ Darüber hinaus kann Helmolt mit Recht feststellen: was aus Kautskys Veröffentlichung an Neuem und Wertvollem zu buchen ist, haben wir nicht der Auslegung der Akten durch Kautsky, sondern ihrer Widerlegung zu verdanken. Diese Widerlegung aber einer einseitigen und tendenziösen Auslegung mit starkem positivem Ergebnis ist Helmolt's Werk und Verdienst. Über ihren nächsten negativen Zweck wächst sich seine Arbeit zu einer nochmaligen genauen Würdigung der Vorgänge im Juli 1914 seit dem angeblichen Kronrat vom 5. Juli aus, der in Kautskys Broschüre trotz besseren Wissens des Verfassers

immer wieder spukt, und liefert durch ihr redliches, von jeder Voreingenommenheit freies Studium der Akten mindestens ebensoviele Beweise für die aktive Schuld der Gegner wie für das schuldhafte Versagen der österreichisch-deutschen Politik in jenen schicksalsvollen Tagen.

Die Fülle der Einzelheiten gestattet es nicht, an dieser Stelle auf Helmolt's Beweisführung näher einzugehen. Wem diese Dinge auf der Seele liegen, wird gut tun, Aufklärung und Belehrung an der Quelle selbst zu suchen. So sind die Kriegsvorbereitungen Rußlands lange vor der Julikrise, der starke Rückhalt, den Serbien an Rußland fand, die absichtlichen Unterlassungen Englands, das belgische Problem, der Treubruch Italiens in neues, helles Licht gerückt. Eine Mosaik von einzelnen Teilschen, in der Werkstatt eines gründlichen Kenners und Forschers zusammengestellt, gibt ein Gesamtbild, das dem Wissenden wünschenswerte Bereicherung, dem Ahnungslosen volle Aufklärung bringt.

Berlin-Grunewald Clemens Klein

Georg Webers Allgemeine Weltgeschichte in 16 Bänden. Dritte Auflage. Vollständig neu bearbeitet von Ludwig Rieß. Zweiter Band. Von den Perserkriegen zum Hellenismus und zur Vorherrschaft der Römischen Republik. (492—133 v. Chr.) Leipzig 1920, Wilhelm Engelmann. XIV, 715 S. 8°. M. 37,50 (45,—) (dazu ein Verlegerteuerungszuschlag von 50%.)

Für das Allgemeine darf ich auf meine Anzeige des ersten Bandes im *GE XXII* 820 f. verweisen. Im besonderen nötig der zweite Band abermals ungeheuchelte Hochachtung vor der staunenswerten Belesenheit des Bearbeiters ab. Mag es sich um die Verzweigungen der griechischen Philosophie oder die antiken Schlachtfelder, um die Einziehung des Volkstribunats oder die Anfänge und die Blüte des griechischen Theaters, um die Abfassungszeit des Buches Hiob oder des Buches Daniel, die Wanderungen der Kelten und den Zweck der Stonehenge, um die Entfaltung von Herrscherkult und Hofetikette, die Geschichte Altindiens oder der Mattabäer, die Wandlung in der Wertung des hellenistischen Zeitalters, die Urbevölkerung der Pyrenäenhalbinsel oder die merkwürdige Renaissance des Königs Perseus von Mazedonien im Jahre 1809 handeln — überall stoßen wir auf die sorgfältige Berücksichtigung der neueren und neuesten Literatur, auch wenn sie sich in Dissertationen oder — was vielleicht noch schwieriger zu beherrschen ist — in umfangreichen Sammelwerken verstedt hält. Dabei legt Rieß der Darstellung stets die Sonderuntersuchung zugrunde, deren Ergebnis nach seinem Ermessen den Vorzug verdient; das muß durchaus nicht immer die des jüngsten Datums sein. Über Einzelheiten zu streiten ist hier nicht der Ort. Dagegen komme ich grundsätzlich an einem Stein des Anstoßes nicht vorbei: der unterschleiblichen und, wie mir scheinen will, planlosen Behandlung der griechischen Eigennamen. Ich gebe ohne weiteres zu (wenn es auch mir persönlich wider den Strich geht), daß die gerade durch populäre Geschichtswerke des neunzehnten Jahrhunderts eingebürgerte Schreibung der hellenischen Namen in lateinischer Form manches für sich hat. Aber dann sollte man auch diese Übung streng durchführen. Statt dessen begegnen einem hier: Antigonos, Sohn des Philippos; Ptolemaeus, Sohn des Lagos; Eukleides, der Philosoph, Euklid, der Mathematiker, und Euklides, der Archon von Aition; die Flüsse Peneus und Baktilos; Cimon belagert Aithon auf Cypern, Daskylum ist Sitz des Pharnabazos; Agesilaos und Antalcidas; als Begründer Pergamons: Phileteros (S. 415), Philetairos (S. 629) und Philetäros (S. 699)! Hier heißt es: entweder — oder! Seitdem sich das Gymnasium entschlossen hat, nicht mehr Cicero und Cincinnatus zu sprechen, sondern Kikero und Kinkinnatus, scheint mir die künftliche Konservierung des c in griechischen Wörtern abwegig zu sein. — Auf S. 594 Zeile 15 v. u. lies Karifatur.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Der fremde Gast. Von Maurice Maeterlind. Jena 1919, Eugen Diederichs. 244 S.

So schön und persönlich dieses Buch auch geschrieben ist, wird es dennoch in ersteren geistigen Kreisen nicht tief zu wirken imstande sein. Der atavistisch- und theosophische Einschlag macht es auch dem Freunde Maeterlindscher Dichterphilosophie unannehmbar. Die willkürliche Art, wie Maeterlind seelischen Dingen gerecht zu werden versucht, ist jenseits unserer wissenschaftlichen Psychologie, deren feine begriffliche Werkzeuge er zurückweist. Es sind abnorme Verstiegenheiten der Phantasie, die mit großem Ausdruck dargestellt werden. Maeterlind versucht in diesem Buch in Kürze die wahrergerischen Erscheinungen und Visionen, die „Phantome von Lebenden und Toten“ und die „Kenntnis der Zukunft“ in einer völlig unkritischen Art zu studieren, um über das Wesen der übernatürlichen Phänomene ins Klare zu kommen. Er meint, an sich seien diese „Tatsachen“, die uns übernatürlich dünken, nicht übernatürlicher als die anderen; ja vielleicht seien sie nur seltener, oder besser gesagt, weniger häufig und mit größerer Schwierigkeit festgestellt. Er will die legendären Wunder untersuchen, und die die Probe bestehen, als Beweis dafür verwerten, wie sie gleichsam das Anpochen eines Unbekannten sind, das noch unbekannter ist als das, welches wir zu kennen vermeinen, eines Unbekannten „das sich vielleicht nicht mit dem des Weltalls deckt“. Diese „legendären Wunder“ sind, wie Maeterlind sich bildlich ausdrückt, einem Fremdling zu vergleichen, der aus einer anderen Welt kommt und die „zufriedene Beschaulichkeit stört, in die uns die feste und wachsame Hand der klassischen Wissenschaft eingehüllt hat“. In diesem Sinne nennt er dieses vom Unbegreiflichen in Zeit und Raum handelnde phantastische Buch den fremden Gast.

Wien

Franz Strunz

Nachrichten

Todesnachrichten. Adolf Göttmann ist am 24. September einer schweren Lungenentzündung, neunundfünfzigjährig, erlegen. Er war Musikdirektor und Musikreferent der „Täglichen Rundschau“ und zeichnete sich durch unbestrittene Sachkenntnis aus. Er hat sich zugleich als Begründer des Verbandes deutscher Tonkünstler organisatorische Verdienste erworben.

Paul Ferrer ist nach einer Meldung vom 13. September in Paris gestorben. Er hat sich als Theaterschriftsteller bekanntgegeben.

Viktor von Puzhynowski ist am 18. September fünfundsiebzigjährig in völliger Vereinsamung und in dürftigen Verhältnissen in Karlsruh gestorben. Er war 1845 in St. Petersburg geboren, hatte mehr als dreißig Jahre in Berlin als Korrespondent der „Nowoje Wremja“ gewirkt und sich durch die kluge Art seiner politischen Berichterstattung ausgezeichnet. In seiner Frühzeit hatte er in St. Petersburg in Gemeinschaft mit dem Fürsten Metsherski die konservative Tageszeitung „Graschdanin“ gegründet. Mit Dostojewski hatte ihn eine innige Freundschaft verbunden.

Roberto Urdigo ist zweiundneunzigjährig in Mantua den Folgen eines Selbstmordversuches erlegen. Er war Lombarde von Geburt, war zunächst Geistlicher geworden und hatte als Kanonikus eine Reihe von Jahren eine Lehrtätigkeit für Philosophie am Lyzeum in Mantua ausgeübt. Nähere Berührung mit der modernen Philosophie Kants, Spencers und Comtes hatten ihn mehr und mehr von der Kirche abgeführt, von der er sich schließlich ganz losgesagt hatte. Im Jahre 1868 hatte er die Professur

für Geschichte der Philosophie an der Universität Padua erhalten, im Jahre 1881 hatte er die „Rivista di Filosofia scientifica“, die aber nach zehnjährigem Bestehen ihr Erscheinen einstellte, begründet. Urdigo wurde zu den vornehmsten Vertretern italienischer Philosophie gezählt. Seine Hauptwerke liegen auf dem Gebiet der Erkenntnistheorie, Psychologie und Soziologie, in denen er durchaus eine moderne Richtung vertrat. Seine Schriften erschienen in sechs Bänden gesammelt in Padua 1869—1901. Die letzten Jahre seines Lebens hat Urdigo in sehr kümmerlichen Verhältnissen zugebracht; es waren auch Nahrungssorgen gewesen, die ihn bestimmt hatten, bereits vor einem Jahr einen ersten Selbstmordversuch zu unternehmen.

Richard Kessler, Dramaturg der Progress-Film-Gesellschaft, ist vom Minister des Innern auf drei Jahre zum Beisitzer der Filmprüfstelle in Berlin ernannt worden.

Zum Gedächtnis an den verstorbenen tirolischen Literaturhistoriker S. M. Prem ist die Herausgabe einer Gedenkschrift geplant, die nebst einer Darstellung seines Lebens Proben aus seinen hinterlassenen Schriften und Briefen enthalten soll, und deren Herausgabe Professor Rud. Sinwel übernommen hat. Die Veröffentlichung der Gedenkschrift wird aber von der Zahl der Subskriptionen abhängig gemacht, zu deren Zeichnung in der Buchhandlung Lippoldt in Ruffstein angeregt wird.

Die göttinger philosophische Fakultät hat für die BENEKE-Preisstiftung die folgende Preisauflage gestellt: „Die Psychologie des Vergleichens soll in einer Gesamtdarstellung behandelt werden, welche die bisherigen empirischen Feststellungen hinsichtlich des Vergleichsvorganges vollständig berücksichtigt, wenigstens in einem Versuchsgebiete über neue eigene experimentelle Untersuchungen zu berichten weiß und eine zusammenfassende theoretische Behandlung dieses ganzen Gebietes bietet.“ Der erste Preis beträgt 1700 M., der zweite 680 M. Die gekrönten Arbeiten bleiben unbeschränktes Eigentum der Verfasser. Die Bewerbungsschriften sind bis zum 31. August 1922 der Fakultät einzureichen.

Der Schutzverband deutscher Schriftsteller veröffentlicht nachfolgende Zuschrift:

„Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller hat mit Befriedigung davon Kenntnis genommen, daß die buchhändlerischen Vereinigungen den Preisabbau für Bücher und Zeitschriften beschloffen haben und den Teuerungszuschlag für Bücher und Zeitschriften nach Möglichkeit aufgeben wollen. Leider muß festgestellt werden, daß ein Teil der Sortimenten und besonders der Bahnhofsbuchhandel nach wie vor den Teuerungszuschlag bis zu 20 v. H. erhebt. Hierdurch wird die Kaufkraft des Publikums gehemmt, und der Absatz der Bücher, an dem die Schriftsteller geistig und wirtschaftlich interessiert sind, leidet. Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller erhebt als die berufene Vertretung des deutschen Schrifttums gegen die Fortführung dieses ungeregelten Zustandes öffentlich Einspruch.“

Die Zentralstelle zur Förderung der Volksbildung und Jugendpflege in Hessen veranstaltete gemeinsam mit dem Verein zur Förderung der Volksbildung in Württemberg und dem Pfälzischen Verband für freie Volksbildung vom 16. bis 22. September einen Südwestdeutschen Volksbüchereitag in Darmstadt. Die Tagung war bestimmt, Richtlinien für die Ausgestaltung des Volksbüchereiwesens in Hessen, Schwaben und der Pfalz zu geben. Referenten waren Bibliothekar Walter Hofmann und Frau Hofmann-Wosse, Leiterin der Fachschule für Bibliothektechnik und Verwaltung. Die beiden Vortragenden verstanden es, die Probleme der volkstümlichen Bücherei aufzuzeigen und praktische Wege zur äußeren und inneren Gestaltung der Volksbibliotheken

zu weisen. Der starke Eindruck, den die tief schürfenden, durch wertvolle Zeichnungen unterstützten Darlegungen von Herrn und Frau Hofmann auf die Teilnehmer machten, kam sichtbar in einer Reihe von Resolutionen zum Ausdruck, die am Schlusse der Tagung gefaßt wurden. Die drei veranstaltenden Organisationen vollzogen einmütig ihren Beitritt zu der deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Sie stellen sich auf den von dem Leiter der Zentralstelle, Herrn Walter Hofmann, Bibliothekar, vertretenen Standpunkt hinsichtlich der Grundlagen, Ziele und der Ausgestaltung des volkstümlichen Büchereiwesens, sowie der sich daraus ergebenden praktischen Folgerungen. Volksbildung, insbesondere Volkshochschule und volkstümliches Büchereiwesen müssen in engste Beziehung zueinander gebracht werden. — Die veranstaltenden Organisationen fordern darum alle Volksbildungsorganisationen auf, sich der Volksbüchereisache im Sinne Walter Hofmanns anzunehmen und sich der deutschen Zentralstelle in Leipzig anzuschließen. — An den in Braunau zusammentretenden deutsch-österreichischen Volksbildungstag wurde das Ersuchen gerichtet, eine gleiche Rundgebung zu veranstalten. — Die Veranstalter und Teilnehmer des Südwestdeutschen Volksbüchereitages regen eine Einkaufsgenossenschaft für alle Bedürfnisse der volkstümlichen Büchereien an und fordern zuletzt eine allseitige Einführung der Lehrerschaft in die Volksbildungs- und Volksbüchereiarbeit.

Am 26. und 27. September fand in Weimar die sachungsgemäße Generalkonferenz der Deutschen Schillerstiftung statt. Der Verwaltungsrat erledigte die laufenden Geschäfte. Bei diesem Anlaß stand auch die v. Wildenbruchsche Erbschaft zur Beratung. Mit dem Ableben der Gattin Ernst v. Wildenbruchs ist bekanntlich das hochherzige Testament des Dichters in Wirksamkeit getreten, wonach Wildenbruchs Vermögen, einschließlich der Einkünfte aus seinen Werken, und sein Haus in Weimar der Deutschen Schillerstiftung zufällt. Dem Gedanken der Frau v. Wildenbruchs, die Villa Ithaka als Heim für Schriftstellerinnen einzurichten, haben sich unübersteigliche Hindernisse in den Weg gestellt. Der dafür nötige Umbau des Hauses, die Einrichtung und Unterhaltung eines solchen Heims würden nicht nur heute, sondern dauernd zu unverhältnismäßigen Aufwendungen zwingen. Im vollen Einvernehmen mit den Erben der Frau v. Wildenbruchs hat daher der Verwaltungsrat der Deutschen Schillerstiftung beschlossen, im Geiste der großherzigen Widmung eine „Wildenbruchsche Ithaka-Stiftung“ ins Leben zu rufen, deren Jahreszinsen in Höhe von 6000 Mark jeweils an verdienstvolle, bedürftige Schriftstellerinnen und ihre Töchter, bzw. Witwen und Töchter von Schriftstellern als Beihilfen zu Erholungs- und Kurzweilenerlebk werden sollen. Die Erträge des übrigen von Ernst v. Wildenbruchs der Deutschen Schillerstiftung hinterlassenen Vermögens werden nach der letztwilligen Anordnung des Dichters sachungsgemäß für die Deutsche Schriftstellerwelt verwendet werden.

Das Niehsche-Archiv in Weimar wird für eine besonders wertvolle Veröffentlichung über eine bekannt zu gebende Aufgabe einen neuen Preis verteilen. Er soll in jedem zweiten Jahre am Geburtstag Friedrich Niehsches, dem 15. Oktober, — zunächst in den Jahren 1921, 1923, 1925, 1927 — zur Verteilung kommen und jedesmal 5000 Mark betragen. Er wird ungeteilt nur einer Arbeit zuerkannt; sollte keine Arbeit preiswürdig sein, so wird er dem nächsten Preis zugeschlagen.

Wird eine bei dem Niehsche-Archiv eingereichte Schrift ausgezeichnet, so bleibt sie unbeschränktes Eigentum des Verfassers, dem aus dem Preise keinerlei Verpflichtung erwächst. Die Preisträger können den Preis auch einem Entwurf zu einer größeren Arbeit zuerkennen, wenn daraus bedeutende Gedanken erkennbar sind, zu deren ausführlicher Ausarbeitung dem Verfasser durch den Preis Zeit oder Mittel geschaffen werden können.

Auch kann ein in den letzten fünf Jahren erschienenes Werk entsprechenden Inhalts mit dem Preise ausgezeichnet werden.

Der Preis des Jahres 1921 ist bestimmt für eine Schrift, die „die Beziehungen zwischen Einzelmensch und Gemeinschaft“ behandelt. Nicht allgemeine philosophische Erörterungen allein sollen den Inhalt der Arbeit bilden: heutige und zukünftige Fragen der Höherführung der Menschheit sollen im Vordergrund stehen, insbesondere: wie kann der in unserer Zeit liegende Gegensatz — scharfe Entwidlung der Persönlichkeit und weitgehende Einordnung in die Gemeinschaft — ausgeglichen oder gelöst, die ausgeprägte Persönlichkeit der sozialen Bewegung nutzbar gemacht werden und auf sie einwirken? Wie kann in einer sich zunehmend sozialisierenden Gesellschaft der Wille zu gesteigerter Schaffenskraft und Leistung auf geistigem, sittlichem, wirtschaftlichem, sozialem und künstlerischem Gebiet geweckt und befriedigt werden? Was bedeuten die führenden Persönlichkeiten für die Entwicklung?

Die Aufgabe ist nicht auf diese Einzelheiten festgelegt: sie sind nur hervorgehoben, um die Bedeutung der Aufgabe für die Gegenwart zu betonen.

Die Arbeiten sind bis zum 1. April 1921 an das Niehsche-Archiv in Weimar einzureichen, das auch zu jeder Auskunft gern bereit ist. Jede Arbeit ist mit einem Kennwort zu versehen; der Name des Verfassers darf nur in einem mit dem gleichen Kennwort versehenen verschlossenen Umschlag angegeben sein.

Das Preisgericht besteht aus: Dr. Max Brahm, Leipzig; Frau Elisabeth Förster-Niehsche, Weimar; Graf Harry Rehler, Berlin; Graf Hermann Kerserling, Darmstadt; Oberst Dr. ing. e. h. Roeth, Berlin; Oberbürgermeister Dr. Adalbert Dehler; Geheimrat Alfred Weber, Heidelberg.

In dem obersteierischen Benediktinerstift Sankt Lambrecht ist eine vierseitige Pergamenthandschrift des „Willehalm“ von Wolfram von Eschenbach, die etwa dreihundert Verse enthält, aufgefunden worden.

E. Carl gibt den „Münchener Neuesten Nachrichten“ wertvolle Mitteilungen über E. L. A. Hoffmanns Geburtshaus und Vorfahren. Archivalische Untersuchungen in Königsberg haben festgestellt, daß E. L. A. Hoffmann in dem Hause, das heute die Bezeichnung „Französische Straße 25“ trägt, geboren worden ist. Das Haus war um 1770 neu erbaut worden und weist die einfachen, ruhigen und vornehmen Formen der Bauart aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf und ist auch heute noch nahezu unberührt geblieben. E. L. A. Hoffmann hat freilich nur die ersten drei Jahre seines Lebens in diesem Hause zugebracht, da sein Vater bereits im Jahre 1779 als Kriminalrat und Justizkommissarius an das Oberlandesgericht in Insterburg versetzt wurde, Weib und Kind aber in Königsberg zurückließ. Hoffmanns Mutter kehrte daraufhin mit ihrem dreijährigen Söhnchen in das Haus ihrer inzwischen verwitweten Mutter zurück. — Hoffmanns Familie geht auf das alte Adelsgeschlecht von Bagiensti zurück. Der älteste urkundlich nachweisbare Vorfahre ist ein bereits 1540 erwähnter Johann von Baginßken, dessen Vater das Gut Trupfa in Masowien besaß. Der älteste Sohn dieses Johann von Baginßken, Simon von Baginßken, starb als Pfarrer zu Rumlisko und nannte sich nach seiner Gattin Hoffmann, ein Name, der nun endgültig von dem Sohn des Simon von Baginßken, Albrecht, geführt wurde. Fast alle Vorfahren von E. L. A. Hoffmann gehörten dem geistlichen Stande an.

In Olten ist eine Theatergesellschaft gegründet worden, die es sich zur Aufgabe stellt, den Betrieb des Städtischen Theaters zu sichern und eine Anzahl künstlerisch wertvoller Aufführungen zu ermöglichen.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

a) Romane und Novellen

- Bongardt, Hans. Schwarz-Rot-Gold? Studentenroman aus der Zeit der ersten Demagogenerfolgung. Berlin, Richard Bong. 329 S. M. 8,— (16,—).
- Burg, Paul. Der befreite Gott. Ein deutscher Roman in zwei Bänden. 1. Band: Der Wegbereiter und die Liebe. Leipzig, L. Stadmann. 324 S. M. 18,— (25,—).
- Die schönsten Novellen unserer Romantik. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. München, Albert Langen. 332 S. Geb. M. 12,50.
- Falk, Norbert. Susanne Stranzky. Roman. Berlin, Ullstein & Co. 462 S.
- Flegel, Alice. Die Versuchung Jesu. Charlottenburg, Raben-Verlag. 90 S.
- Gerhard, Adele. Lorelyn. Roman. Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow. 146 S. M. 12,— (18,—).
- Greinz, Rudolf. Die Pforten der Ewigkeit. Legenden. Leipzig, L. Stadmann. 316 S. M. 18,— (25,—).
- Haas, Rudolf. Die wilden Goldschweine. Roman. Leipzig, L. Stadmann. 233 S. M. 18,— (25,—).
- Hohlbäum, Robert. Die Amouren des Magister Döberlein. Roman. Leipzig, L. Stadmann. 281 S. M. 13,— (20,—).
- Martin, Kurt. Das Glück des Lebens. Die Geschichte vom Leben und Sterben zweier Menschen. Dresden-Weinböhlaus, Verlag Aurora. 80 S. M. 10,—.
- Matthießen, Wilhelm. Regiwissa. Leipzig, Erich Matthies. 294 S.
- Paust, Clara. Die Schattentrude. Roman. Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow. 294 S. M. 19,— (25,—).
- Perlonig, Josef Friedrich. Lirio in Toskana. Ein Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co. 208 S. M. 9,— (14,—).
- Schöttler, Horst. Malibus. Ein Roman der Zukunft. Leipzig, L. Stadmann. 286 S. M. 15,— (20,—).
- Schüdting, Levin. Paul Bronchorst oder Die neuen Herren. Roman. Bearbeitet von Friedrich Castelle. Münster i. W., Wschendorfsche Verlagsbuchhandlung. 488 S. M. 7,50 (11,—).
- Seeger, Joh. Georg. Das Grillenbüchlein. Roman. Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow. 224 S. M. 12,— (17,50).
- Ullrich, Arnold. Ararat. Roman. München, Albert Langen. 440 S. M. 15,— (22,50).

- Das Schönste von Jens Peter Jacobsen. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. München, Albert Langen. 244 S. Geb. M. 12,50.
- Frische Volksmärchen. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag. 180 S. M. 13,— (20,—).

b) Lyrisches und Episches

- Dieß, Curt Reinhard. Die Sonne ist immer da . . . Sprüche und Gedichte. Glehen, v. Münchowsche Universitäts-Druckerei. 46 S. M. 6,—.
- Mörke. Gedichte mit neun Scherenschnitten von Maria Jüh. Stuttgart, Strecker & Schröder. 178 S. Geb. M. 16,—.
- Ploetz, Hermann. Wein und Brot. Gedichte. Hrsg. vom Kunstwart. München, Im Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callweg. 108 S.

c) Dramatisches

- Lilienfeld, Heinrich. Die Überlebenden. Ein Drama in fünf Akten. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 124 S. M. 5,50 (9,50).
- Schröder, Paul Friedrich. Robert Guistard. Ein Ergänzungsverfuch zu dem klassischen Fragment. Hofbuchdruckerei Eisenach S. Kahle. 46 S.

d) Literaturwissenschaftliches

- Arnims Werke. Hrsg. von Alfred Schier. 3 Bände. (Meyers Klassiker-Ausgaben.) Leipzig-Wien, Bibliographisches Institut. 364, 428 und 480 S. Geb. M. 75,60.
- Sammler, Wolfgang. Geschichte der niederdeutschen Literatur. (Aus Natur und Geisteswelt. 815. Bändchen.) Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. 128 S.

e) Verschiedenes

- Baumgarten, Franz Ferdinand. Zirkus Reinhardt. Potsdam, Hans Heinrich Tillgner. 88 S. M. 7,—.
- Flaischlen, César. Rede für ein kleines Mädchen Noni-Noni zum Fest ihres ersten Geburtstages. Bildschmuck von Erika Plehn. Berlin, Egon Fleischel & Co. 24 S. M. 4,—.
- Glab, Max. Du und das Bild. (Nr. 36 der Zellenbücherei.) Leipzig, Dürr & Weber m. b. H. 80 S. Geb. M. 6,—.
- Gleichen-Rußwurm, Alexander von. Erzählenschen. (Nr. 44 der Zellenbücherei.) Leipzig, Dürr & Weber m. b. H. Geb. M. 6,—.
- Goldschmidt, Alfons. Die Wirtschaftsorganisation Sowjetrußlands. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag. 308 S. M. 40,— (50,—).
- Gothaer Theater-Almanach 1920. Im Auftrage des Landestheaters hrsg. von Erich Nippold. Gotha, Friedr. Andr. Perthes u. Co. 64 S. M. 4,—.
- Kepfer, Adolf. Kulturbilder aus dem Rechtsleben 1. u. 2. Bd. Recht und Justiz im Spiegel der Satire. Bad Rothenfelde, Johann Georg Holzwarth. 132 und 106 S. Jeder Band M. 4,20.
- Lassar-Cohn, Prof. Chemie in einer Stunde. (Nr. 46 der Zellenbücherei.) Leipzig, Dürr & Weber m. b. H. 96 S. Geb. M. 6,—.
- Marfels, Carl. Vom Strand der Erkenntnis ins Land der Verheißung. Gemeinverständl. Abhandlungen zur Philosophie und Volkswirtschaft. Hamburg-Berlin, Hoffmann & Campe. 214 S. M. 8,— (12,—).
- Mauthner, Fritz. Muttersprache und Vaterland. (Nr. 38 der Zellenbücherei.) Leipzig, Dürr & Weber m. b. H. 74 S. Geb. M. 6,—.
- Rasmussen, Knud. Neue Menschen. Ein Jahr bei den Nachbarn des Nordpols. Leipzig-Wien-Zürich, E. P. Tal & Co. 144 S.
- Schleich, Carl Ludwig. Bewußtsein und Unsterblichkeit. Sechs Vorträge. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 156 S. Geb. M. 12,—.
- Das Problem des Todes. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag. 49 S. M. 6,50 (10,—).
- Schmalz, Hans Gottfried. Kulturbilder aus dem Rechtsleben. 3. Bd. Lose Blätter aus der Mappe des Anwalts. Scherz und Ernst. Bad Rothenfelde, Johann Georg Holzwarth. 112 S. M. 5,—.
- Sternfeld, Richard. Die nationale Einigung Italiens im 19. Jahrhundert. (Bücherei der Kultur und Geschichte. Bd. 7.) Bonn-Leipzig, Kurt Schroeder. 196 S. M. 11,—.
- Söder, Helene. Die Liebe der Zukunft. (Deutsche Revolution. Eine Sammlung zeitgemäßer Schriften. 9. Bd.) Leipzig, Dr. Werner Klinhardt. 62 S. M. 5,—.
- Szilva, Emil. Dreher. Essay. Berlin, Horizont-Verlag. 26 S. M. 5,—.
- Uexküll, J. von. Biologische Briefe an eine Dame. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel.) 130 S. M. 10,— (14,—).

- Maritain, Jacques. Eléments de Philosophie. I. Introduction générale à la Philosophie. Paris, Pierre Téqui, Libraire Editeur. 214 S.

f) Kataloge

- Antiquariatsverzeichnis Nr. 85. Berlin-Friedenau, Oskar Rauthe.
- Incunabula. Antiquariatskatalog Nr. 35. Berlin, Speyer & Peters.
- Kunstverlags-Katalog. Leipzig, Gustav Zehrfeld.

Redaktionschluss: 2. Oktober

Herausgeber: Dr. Ernst Seiborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Seiborn, Berlin; für die Anzeigen: Egon Fleischel & Co., Berlin. — Verlag: Egon Fleischel & Co. — Adresse: Berlin W 9, Pankstr. 16. Erscheinungsweise: monatlich zweimal. — Bezugspreis: vierteljährlich 12 Mark; halbjährlich 24 Mark; jährlich 48 Mark. Zusendung unter Kreuzband vierteljährlich: in Deutschland und Oesterreich 13 Mark; im Ausland 13,50 Mark. Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zelle 80 Pfg. Beilagen nach Übereinkunft.